W. O. von Horn

(Wilhelm Oertel)

als Heimat- und Volksschriftsteller.

...

Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der

philosophischen Fakultät der Kaiser Wilhelms-Universität

in Straßburg (Elsaß)

vorgelegt von

WALTER DIENER

aus Gemünden (Hunsrück).

R. UNIV. BIBLIOTHEEK LEIDEN

Druck von Emil Eisele
—— Bonn 1916. ——

Von der Fakultät genehmigt am

1. August 1916

Meinen Eltern

zugeeignet.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548024_0138

Literatur.

Allgemeine deutsche Biographie, XXIV. Band, Leipzig 1887.

W. O. von Horn, Gesammelte Erzählungen, I.—XIII. Band, 2. Auflage, Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1855.

— Die Spinnstube, ein Volksbuch für das Jahr 1846, Frankfurt a. M., G. W. Mettenius, 1846.

— Die Spinnstube, 1847 ff., J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M.

— Lehrgeld oder Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von W. O. von Horn, Essen, G. D. Bädeker, 1851.

— Franz Kerndörfer, Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt, Leipzig, C. H. Reclam sen. 1851.

— Hand in Hand, Eine Reihe von Geschichten, Stuttgart 1852, C. P. Scheitlins Verlagshandlung.

— Friedel, eine Geschichte aus dem Volksleben, Wiesbadener Volksbücher 28, Wiesbaden 1909.

W. O. von Horn (Wilhelm Oertel), ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild, für das deutsche Volk gezeichnet von einem, der ihn lieb gehabt hat (Hugo Oertel), Wiesbaden, Julius Niedner, Verlagshandlung, 1868.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, III. und IV. Band.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XVIII. Band.

Der Hunsrück. Mitteilungen des rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 1909.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 1859, IV. Band.

Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, 1910, Heft 4.

J. Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder und Kinderreime. Ein Beitrag zur Volkskunde, Frankfurt a. M., S. Heils Verlagshandlung.

H. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit. I. Band, Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 1914.

Zeitschrift für kirchliche Praxis, Band II—V, Tübingen, J. B. Mohr.

Abkürzungen:

Sp. = Spinnstube. (Die der Abkürzung folgenden Zahlen geben Jahrgang und Seite der einzelnen Jahrgänge an.)
H. i. H. = Hand in Hand.
M. C. = Meister Conrads Erfahrungen . . .
U. d. K. = Uli, der Knecht.
H. F. = W. O. von Horn, ein wahrer Freund des Volkes . . .
K. = Franz Kerndörfer.
Z. f. k. Pr. = Zeitschrift für kirchliche Praxis.

Die Belege aus den gesammelten Erzählungen von W. O. von Horn sind durch Band- und Seitenzahl angegeben.

Inhaltsverzeichnis.

I. Einleitung.
II. Die Persönlichkeit des Erzählers.
III. Die volkstümlichen Elemente in Horns Erzählungen:
    1. Erzählungen aus napoleonischer Zeit.
    2. Dorfgeschichten.
    3. Räubergeschichten.
    4. Chroniken-Erzählungen.
IV. „Spinnstube“ und „Maje“.
V. Die sozialen Schriften W. O. von Horns.
VI. Technik.
VII. Einflüsse.

I. Einleitung.

Erzählungsbücher haben ihr Schicksal. Ihr Wert wandelt sich, wie der Geschmack sich ändert. Sie sind Kinder ihrer Zeit und werden im Wandel der Zeiten verschieden beurteilt. Besonders ist das Urteil über Dichtungen mit bestimmter Tendenz dem Wandel des literarischen Geschmackes unterworfen. Bücher, die früher unzählige Menschen gefesselt, belehrt und ergötzt haben, sind in der Gegenwart vergessen. Das gilt auch im Allgemeinen für die zahlreichen Erzählungen von W. O. von Horn. In der Heimat des Erzählers aber, in den Bauernstuben des Hunsrücks und seiner weiteren Umgebung, kennt sie jedes Kind[1]). Diese Tatsache läßt sich nicht allein durch Tradition und Lokalpatriotismus erklären. Wer tiefer schaut, wird noch andere Gründe dafür finden. Stadt und Land gehen bei der Wandlung des Geschmackes nicht gleichen Schritt. Der Bauer ist in allem konservativer als der Stadtbewohner. Was er gut oder schön findet, behält er bei, ohne daß er sich um den zeitgemäßen Geschmack oder um die herrschende Mode kümmert. Gleichgültig ist, um was es sich dabei handelt. Noch mehr wird der Landbewohner in dem Festhalten am Hergebrachten bestärkt, wenn man seinem Geschmack und

[1]) Vgl. „Vom Hunsrücker Bauern. Bilder zur Volkskunde". (Zeitschrift für kirchliche Praxis V, 535.)

seinem Empfinden näher kommt. Welche Rolle Tradition und Bodenständigkeit gerade im bäuerlichen Leben spielen, wußte Horn so gut, daß er sie in vielen seiner Erzählungen immer wieder berücksichtigt. Jede Gelegenheit ist dem Erzähler willkommen, das Bauernleben des Hunsrücks, seine Sitten und Gebräuche zu schildern und von der Vergangenheit seiner Heimat zu erzählen.

Am natürlichsten ist daher die Aufgabe, den Einfluß zu erkennen, den die heimatliche Kultur und das Hunsrücker Volkstum auf Horns Schriften ausgeübt haben und zu untersuchen, wie weit diese Faktoren auf die Darstellung des Verfassers von Wirkung gewesen sind. Denn auch hier bewahrheiten sich Auerbachs Worte: „Wollen wir die Altvorderen für unsere Zeit neu begreifen, müssen wir sie aber auch, um gerecht zu sein, aus ihrer Zeit fassen.“ [1]) Ist dies erkannt, so erhellt auch daraus ganz von selbst, warum W. O. von Horn ein Heimat- und Volksschriftsteller genannt werden darf. Mehr und mehr verklingen in unseren Tagen die Stimmen derer, die sich, wie Horn, besonders zum Volke, vor allem zum Volke der eigenen Heimat wenden. „Volk“ aber zur Lebzeit W. O. von Horns ist in erster Linie das Bauernvolk, die Masse des Agrarstaates.

---

[1]) Auerbach, Schrift und Volk, S. 6.

II. Die Persönlichkeit des Erzählers.

So vornehm das Pseudonym W. O. von Horn auch klingen mag: Horn war der Sohn eines Bauernpfarrers, sein Geburtsort ist ein kleines, abgelegenes Dorf auf dem Hunsrück[1]). Am 15. August 1798 wurde er in Horn geboren. Der adelige Name „W. O. von Horn“ erklärt sich damit von selbst.

Horns Vater hatte alle Eigenschaften, die dem echten Hunsrücker eigen sind: Ernsthaftigkeit der Lebensauffassung und damit Strenge gegen sich selbst und andere, mit eifriger Pflichterfüllung gepaart. Schon sein Vater und Großvater waren vor ihm Pfarrer in Horn gewesen. Die Mutter, eine Schwäbin, verstand durch ihre Frömmigkeit, Milde und Gemütstiefe ebenso sehr auf den Sohn einzuwirken wie der Vater durch seine Strenge. Im Jahre 1804 mußte

---

[1]) Da es nicht die Aufgabe der vorliegenden Arbeit ist, eine Biographie Horns zu geben, sei auf den Abriß über sein Leben in der allgemeinen deutschen Biographie, 1887, XXIV. Band, S. 435 verwiesen. Ausführlicheres über den Lebensgang des Erzählers bietet die kleine Biographie: „W. O. von Horn (Wilhelm Oertel), ein wahrer Freund des Volkes . . .“ Wiesbaden, Julius Niedner 1868. Das Büchlein ist, wie der Enkel W. O. von Horns, Pfarrer Oertel in Neuerkirch (Hunsrück) mir mitgeteilt hat, von dem Sohne des Schriftstellers, dem Fortsetzer der „Spinnstube“, Hugo Oertel, verfaßt. Es ist nichts weiter als ein süßlicher und schwülstiger Lobeshymnus des Sohnes auf den Vater, eine kritische Würdigung der literarischen Erzeugnisse Horns findet sich darin nirgends.

der junge Oertel sein Heimatdorf verlassen, da der Vater als Pfarrer nach Bacharach am Rhein berufen wurde. Acht Jahre später, 1812, folgte die Übersiedelung nach Manubach, in einem stillen Seitental des Rheines gelegen, gegenüber dem Städtchen Lorch.

Den ersten Unterricht des Knaben leitete der Vater selbst, später übernahm ein älterer Bruder, der in dem Manubach benachbarten Oberdiebach Pfarrer war, die Erziehung und Ausbildung Horns[1]). Im Jahre 1815 bezog Horn die Universität Heidelberg, um sich, der Familientradition folgend, dem Studium der Theologie zu widmen.

In Heidelberg schloß sich Horn vorübergehend dem Corps der Rheinländer an, mit Herz und Seele war er aber bei der Gründung der Burschenschaft am 1. März 1817[2]). Außerdem war der junge Theologe eifriges Mitglied eines literarischen Zirkels „Fraubasia". Der Burschenschaft, deren Vorsitzender Horn zeitweise war, und dem literarischen Zirkel war nur eine kurze Lebensdauer beschieden. 1819 kehrte Horn in sein Vaterhaus zurück. Als der Vater Ende des Jahres 1819 starb, hatte der Sohn gerade das erste theologische Examen hinter sich. Der Kandidat der Theologie wurde, obwohl er das vorschriftsmässige Alter noch nicht erreicht hatte, an Stelle des Vaters als Pfarrverwalter in Manubach ernannt und 1822 als Pfarrer angestellt[3]). 1835 wurde Horn als Superintendent und Schulinspektor nach Sobernheim an der Nahe berufen. Ein altes Fußleiden, das Horn schon von Kindheit an Beschwerden verursachte, nötigte ihn im Jahre 1863 sein Amt auf-

---

[1]) vgl. I, 321.
[2]) vgl. H. F. 56 und 66.
[3]) vgl. H. F. 68.

zugeben. Er siedelte nach Wiesbaden über, wo er am 14. Oktober 1867 starb.

Schon in Manubach hatte die literarische Tätigkeit des Pfarrers begonnen. In verschiedenen Zeitschriften, vor allem in den „Didaskalia“, dem Beiblatt des Frankfurter Journals, im „Rheinischen Taschenbuch“ und in den Mannheimer Abendblättern erschienen kleinere Beiträge von ihm. In den Didaskalia veröffentlichte er unter dem Pseudonym F. W. Lips einige historisch-romantische Erzählungen, in ein novellistisches Gewand gehüllte ortsgeschichtliche Forschungen, die aber ganz unbeachtet blieben[1]). Der Erzähler verließ nach dieser Enttäuschung den nur zögernd betretenen Boden der Romantik[2]) und begann im Jahre 1845 unter dem Pseudonym W. O. von Horn mit der Erzählung „Friedel“ seine eigentliche schriftstellerische Laufbahn.

---

[1]) H. F. 111.
[2]) H. F. 55.

III. Die volkstümlichen Elemente in den Erzählungen W. O. von Horns.

1. Erzählungen aus napoleonischer Zeit.

Ein Erzähler, der es sich zur Aufgabe macht, vor allem für das „Volk“ zu schreiben, setzt seinem Schaffen von selbst eine Grenze. Der Umstand, daß er ein bestimmtes Ziel im Auge hat, beschränkt daher auch die Grundlagen seines literarischen Schaffens: nicht jeder Stoff eignet sich für seine Feder. Er muß vor allem solche Dinge schildern, die mit dem Wesen des gemeinen Mannes und dem des Bauern — der gerade in Horns Lebzeit ein so wesentlicher Bestandteil des Volksganzen war — in Zusammenhang stehen, die ein Spiegelbild seines Lebens, seiner Sitten und Gebräuche geben. So ergibt sich für den Volkserzähler mehr oder weniger ein ganz natürlicher Weg, den er bei seinem literarischen Schaffen zu begehen hat. Die Erzählungen W. O. von Horns zeigen das recht deutlich. Sie sind in ihrem größten Teil Volkserzählungen, nicht allein weil sie in Aufmachung und Tendenz recht häufig volkstümliche Züge erkennen lassen, sondern weil sie aus dem Volksleben seiner Zeit und seiner Heimat heraus geboren sind. Ein Stück rheinischer, vor allem hunsrücker Kulturgeschichte spiegelt sich in den meisten Schriften Horns. Sobald der Erzähler erkannte, daß er es auf dem Gebiete der Volkserzäh-

lung zu beachtenswerten Leistungen bringen konnte, lag für ihn nichts näher, als die wichtigen Zeitereignisse seiner Jugend mit ihrem Einfluß auf seine Heimat, sowie diese Heimat selbst mit ihrer Eigenart, ihren Sitten und Gebräuchen zur Grundlage seiner Darstellung zu machen. Horns Jugend war ja auch an tiefgehenden Ereignissen und Begebenheiten reich. Der Knabe wurde geboren, als die Wirren der französischen Revolution sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus bemerkbar machten. Auf die Revolution folgte die Herrschaft Napoleons. Der Geist der Freiheit wurde durch den der Gewaltherrschaft verdrängt. „Es war eine böse schwere Zeit!“ [1]) Mehrere der bekanntesten Erzählungen Horns spiegeln die Wirkung der Ereignisse dieser Zeit auf die Hunsrücker wieder und geben gleichzeitig die Gefühle und Meinungen der Hunsrücker Bauern über die politischen Umwälzungen der Zeit kund. Wenn man die verschiedenen Erzählungen vergleicht, läßt sich bald bei einzelnen von ihnen eine gemeinsame Grundlage erkennen. Die Erzählungen „Die Deserteure. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte“ (I, 191), „Eine rheinische Schmugglergeschichte“ (I, 287), „Des Douanen Kind“ (XII, 117) und „Der Grenzwächter“ (XIII, 167) haben die französische Herrschaft über das linke Rheinufer als zeitlichen Hintergrund (1793—1815) [2]). Jede der Erzählungen zeigt, wie sehr Napoleon der Zeit seinen Stempel aufdrückt und wie schwer wirtschaftspolitisch die Kontinentalsperre, Napoleons Werk, auf den Bewohnern des linken Rheinufers lastet. Dieser Zustand gibt den

---

[1]) Vgl. H. F. S. 11.

[2]) Vgl. J. Bachem, Die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen. Eine Denkschrift zur Jahrhundertfeier S. 22 ff.

vier Erzählungen aus dieser Zeit nicht allein ein besonderes historisches Gepräge, die Wirkung dieser Maßregel auf Land und Leute des linken Rheinufers, Horns Heimat, wird hier zum Motiv und Problem der ganzen Handlung gemacht. In der Erzählung „Die Deserteure“ ist das Problem nur kurz gestreift, aber in den übrigen drei kehrt es immer wieder. — In der „Schmugglergeschichte“ geht Conrad, der Schmuggler und Geliebte der Douanentochter, bei einem Schmuggelgange zu Grunde, ehe ihn seine Geliebte vor der ihm drohenden Gefahr warnen kann (I, 316). — In der Erzählung „Des Douanen Kind“ befreit Martin den Douanier Dollart und dessen Tochter, seine heimliche Braut, aus Lebensgefahr, in die sie geraten, als sie eine Schar Schmuggler, unter denen sich auch Conrad befindet, unschädlich machen wollen (XII, 151 ff.). — „Der Grenzwächter“ schließlich wird ein Opfer seines Vorgesetzten und Freund und Eidam eines Müllers, welcher der Schmuggelei dringend verdächtig ist und dessen Haus von dem Grenzwächter häufig bewacht wird (XII, 219 ff.).

So zeigt sich in diesen Erzählungen ein unverkennbarer Zusammenhang zwischen einem wirklich bestehenden Zustand und dem Gang der Erzählungen, zeigt sich auch die Abhängigkeit der Personen der Erzählungen von einem jedermann bekannten Zustand. Ist aber etwas jedermann bekannt, so ist es auch populär: man wird hier die Bezeichnung „volkstümlich“ nicht zu Unrecht anwenden.

Es wird sich zeigen, daß die Schilderung solcher jedermann bekannten Dinge bei weitem nicht das einzige und hauptsächliche Element dieser Erzählungen ist.

Am Anfang der Schmugglergeschichte nennt der Erzähler seinen Freund Conrad einen „Schummerer“ (I, 289). Das gibt Horn willkommene Gelegenheit, einen Bericht über das Schmugglerwesen am Rhein zur Zeit der Kontinentalsperre zu geben. Er zählt auf, was alles geschmuggelt wurde, er macht den Leser mit den Vorsichtsmassregeln der Behörden bekannt; er schildert die Gefahren des Schmuggelns und er weiß den Verdienst dieses gefährlichen Handwerks anzugeben (I, 290). Sowohl in der Erzählung „Der Grenzwächter“ (XIII, 211), als auch in der „Schmugglergeschichte“ (I, 309 und 312) und der Erzählung „Die Deserteure“ (I, 290) werden die Methoden der Schmuggler, den Douaniers zu entweichen, angegeben. Ebenso wird der „schwarzen Brigade“, der größeren Zahl von Douaniers an der Rheingrenze, Erwähnung getan (I, 290; XII, 221). Dem Hasse der Bevölkerung gegen die Douaniers verleiht der Verfasser mehrmals Ausdruck. Der Müller in der Erzählung „Der Grenzwächter“ haßt die „Grünröcke“ wegen ungerechtfertigten Verdachtes gegen ihn (XIII, 199), gerade so geht es dem Müller in der Erzählung „Des Douanen Kind“ (XII, 143). Die arme Witwe Kerrmann in der Erzählung „Der Grenzwächter“ gibt ihr einfaches Zimmer „lieber jedem anderen als Mieter, als einem Grenzwächter“. Die Douaniers sind für die Bewohner des linken Rheinufers das was die Zöllner den Kindern Israel waren: Sünder. Die Abneigung des Volkes gegen sie ist allgemein (XIII, 179). Der Haß der Bevölkerung gegen die Grenz- und Zollwächter hat aber noch einen anderen Grund: die Douaniers sind Ausländer, sind Franzosen. Sie werden als Eindringlinge, als Eroberer angesehen. Besonders wendet sich der Haß gegen die Beamten, die aus dem Elsaß sind; man

kann es ihnen nicht vergessen, daß sie, obwohl ursprünglich deutschen Stammes, in französischen Diensten stehen. Sowohl der Douanier Dollart in der Erzählung „Des Douanen Kind“ (XII, 126), als der Grenzwächter Bauer in der „Schmugglergeschichte“ (I, 255) sind Elsässer und gutgehaßte Leute.

Wieviel größer aber war der Haß der Landsleute Horns gegen den, der den Zustand ihrer Knechtschaft herbeigeführt hatte, gegen Napoleon! Der alte Schmied in der Erzählung „Die Deserteure“ war ein guter Deutscher, „seine Seele glühte für Churpfalz und haßte Napoleon wie den Satan“ (I, 201). Solchen Napoleon- und Franzosenhassern begegnet man öfter. Sie sind alle gern gesehene, volkstümliche Gestalten. Conrads Oheim in der „Schmugglergeschichte“ gehört zu ihnen. Er kann es nicht verschmerzen, daß Conrad die Tochter eines Douanen liebt. Der Oheim „besaß gewaltigen Bürgerstolz und der Umgang seines Brudersohnes mit der Tochter eines verhaßten und verabscheuten Douanen — war ein Schuß, der ihn ins Herz traf“ (I, 294). — Der Müller von der „rothen Mühle“ ist derselben Gesinnung wie Conrads Oheim. „Er war ein so erbitterter Franzosenfeind, daß er eine solche Verbindung seines lieben Pathen und Erben in Hoffnung nie würde geduldet haben“ (XII, 129). Alles was mit dem „Franzosenpack“ zusammenhängt, verdammt der Müller ein für alle Mal (XII, 141 ff.). Sogar beim Familienfest, der Hochzeitsfeier eines der „Deserteure“, muß der alte Schmied, dieser typische Preuße und Franzosenhasser, in feierlichen Worten seinem Haß gegen Napoleon Ausdruck verleihen. „Mögen unsere deutschen Brüder bald die alte Babel (Paris) brechen und den Apolyon (Napoleon)

stürzen, wie ihn die Schrift und meine gute Mutter Wallauer heißt“ (I, 276).

Aber Napoleon hatte auch eine große Schar von Bewunderern, die ihn entweder aus Neigung oder eines Vorteils wegen verehrten[1]). Zu ihnen gehört des Schmieds Nachbar Veit in der Erzählung „Die Deserteure“. Er war unter Napoleon Soldat in Spanien gewesen, war verwundet worden und erhält nun fünf Franks Pension. „Dafür war er auch ein Anhänger Napoleons“ (I, 201). Der Douanier Dollart „war, wie viele Tausende, ein begeisterter Verehrer Napoleons“. Er „glaubte eher an den Untergang der Welt als an den seiner Macht und seines Glücksternes“ (XII, 168)[2]). Es gab sehr viele, die in Napoleon „etwas überirdisches sahen, einen Menschen, dessen Wille keine Schranken kenne, wie seine Macht und sein Geist“ (XII, 168)[3]).

Nicht allein Haß gegen Napoleon oder Verehrung für ihn kommen zum Ausdruck, sondern auch Mißtrauen und Zweifel gegenüber der Dauer seiner Macht werden laut. Der alte Schmied in der Erzählung „Die Deserteure“ weiß von der Niederlage Napoleons bei Hanau zu erzählen. „Ihr solltet einmal sehen, was die französischen Blutsauger, die Beamten, für fahle, lange Gesichter machen; wie sie heimlich tuscheln. Es geht zu Ende mit den Franzosen, sag ich. Ihr werdet's sehen“ (I, 202). Auch in der Erzählung „Des Douanen Kind“ hört man von „Botschaften vom Untergange, die da klangen wie ein fernher tönendes Grablied“ (XII, 169); die Leute sehen „die sorgenvollen Mienen der hohen

[1]) Vgl. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde VIII, 151.

[2]) Vgl. XII, 170.

[3]) Vgl. Z. f. k. Pr. IV, 420.

Gewalthaber in den Städten“ (XII, 169). Die Stimmung im Lande wird eine dumpfere. Die französischen Angestellten sehen traurig darein (XII, 170). Martin schickt seinem Pathen, dem großen Franzosenfeind, die Nachricht, „er komme bald, denn mit den Franzosen sei es Mathäus am letzten“ (XII, 167).

Den Erzählungen aus napoleonischer Zeit ist die Nüchternheit sachlich historischer Schilderung keineswegs eigen. Darum ist es Horn auch gar nicht zu tun. Er gibt in diesen Erzählungen ein Bild der napoleonischen Zeit mit ihrer Wirkung auf seine Heimat. Man erkennt, wie sehr dem Empfinden der Bewohner des linken Rheinufers, vor allem der Hunsrücker, in diesen Erzählungen Rechnung getragen wird und wie sehr das lokale Element der Handlung betont wird: der Ort der Handlung aller dieser Erzählungen ist Horns Heimat.

Bei der Lektüre der Erzählung „Die Deserteure“ dauert es eine gute Weile, bis man mit den Helden der Geschichte, den Deserteuren, bekannt wird. Der Erzähler hält es für nötig, den Leser erst mit anderen, dem Verfasser ebenso wichtigen Dingen vertraut zu machen. Dadurch gibt Horn Anlaß, den Blick nicht ausschließlich auf die Personen der Erzählung zu lenken. Wer lediglich das Schicksal seiner Helden mitteilen will, wird nicht lange säumen, es zu schildern. Horn aber schreibt zu der eigentlichen Erzählung eine Einleitung, „um die Teilnahme für ein Land und Volk zu wecken, zu welchem uns die nachfolgende Geschichte führt“ (I, 195). „Eine Hunsrücker Dorfgeschichte“ nennt Horn seine Erzählung. Das bedingt für ihn eine Charakteristik sowohl des Namens als auch des geographischen Begriffes seiner Heimat, denn er fühlt „den Beruf, die Ehre des Hunsrücken zu retten“, weil er

ihn kennt und liebt (I, 193). Das Land und seine Bewohner werden so eingehend geschildert, daß man eher glauben möchte, eine geographische Abhandlung zu lesen, als eine Dorfgeschichte. Das Bedürfnis, „die Ehre des Hunsrücks zu retten", entspringt der großen Heimatliebe des Erzählers. „Ich will nicht reden von den Schätzen, die im Schoße der Erde ruhen, nicht von des edlen Waidwerks Lust; nur darauf will ich hinweisen, wie überall um altehrwürdige Kirchen sich stattliche Dörfer lagern, Dörfer in denen die Zeiten des gesegneten Friedens in wachsendem Wohlstande sichtbar sind, wo das altherkömmliche Strohdach fast gänzlich vom glänzenden Schiefer verdrängt ist, wo ein biederes, treues, der alten Sitte ergebenes, einfaches, betriebsames und, daß ich eine seiner schönsten Eigenschaften nicht vergesse, frommes Volk lebt, ein Volk, das sich ebensosehr durch körperliche Kraft als Schönheit auszeichnet" (I, 194). Mit Befriedigung werden Zeugnisse der Kunst und Geschichte erwähnt. Mit Stolz gedenkt Horn der alten Herzogsstadt Simmern, „dieser freundlichen Stadt, die mitten im Herzen des Landes liegt und auch in Bezug auf Verkehr und Handel sein Herz genannt werden darf" (I, 195)[1]). In der „Dorfgeschichte", wie Horn „Die Deserteure" näher bezeichnet, können vornehme Persönlichkeiten kein Anrecht haben, Träger der Handlung zu sein: Bauern müssen im Mittelpunkt der Handlung stehen, wenn die Har-

[1]) Die Erzählung „Die Deserteure" ist nicht die einzige, in der Horn ein Loblied seiner Heimat singt. Auch in der Erzählung „Franz Kerndörfer" findet sich eine lobende Schilderung der Heimat (K. 5, 111). Daß der Hunsrück sehr zu Unrecht den Ruf hat, eine rauhe, unwirtliche Gegend zu sein, betont Horn auch am Anfang der Erzählung „Der Freiersmann" VI, 21.) (Vgl. auch IX, 1 ff. und XII, 119.)

monie nicht gestört werden soll. In der Stube der Witwe Wallauer sitzen Hunsrücker Bauern und Bäuerinnen zusammen, alle in ihrer Hunsrücker Tracht gekleidet. Die Tochter der Witwe „trägt die gemeinsame Kleidung der jungen Hunsrückerinnen, den grün und schwarz gestreiften Tartanrock, das dauerhafte Landeserzeugnis, das drei Generationen dient: das himmelblaue Tuchmieder, an allen Nähten und Kanten mit schmalem, schwarzem Sammetbande besetzt und das grüne selbst gestrickte Wollhalstuch. Der Vorderarm . . . ist bloß und über dem Ellenbogen das Hemd zierlich aufgesteckt“ (I, 198)[1]). Der Schilderung der Frauentracht folgt die der Tracht der Männer. Der Schmied „trug das dunkelblaue, langschössige Kamisol, die braungrüne Pelücheweste, die kurzen ledernen Beinkleider und das apfelgrüne, verbrämte Sammetmützchen des Hunsrückers“ (I, 201)[2]).

In den Erzählungen Horns aus der napoleonischen Zeit wird der Phantasie kaum Raum gegönnt, desto mehr den Tatsachen. Wo sich Gelegenheit bietet, ein Abbild der Wirklichkeit zu geben, wird sie benutzt. Das Betonen der Wirklichkeit ist nach Auerbach das Typische der Volksschrift. Wenn diese ihren populären Charakter zu recht behaupten will, „muß sie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abstrakten Schema arbeiten[3]). Nach einem abstrakten Schema arbeitet Horn garnicht[4]). Er will volkstümlich sein, deshalb finden Eigenheiten des Volkstums in seinen Erzählungen immer wieder

[1]) Vgl. IX, 277.

[2]) Vgl. „Der Hunsrück. Mitteilungen des rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz“. S. 169.

[3]) Vgl. Auerbach, Schrift und Volk. S. 202.

[4]) Vgl. Kapitel VI (Technik).

Raum. Sie verleihen der Erzählung ihr besonderes Gepräge, jene Innerlichkeit, von der Auerbach behauptet, daß sie „nur ein Eingeborener“ ganz erfaßt haben kann, um sie darstellen zu können[1]). Daß Horn das Volksleben seiner Heimnt, seine Regungen und seine Innerlichkeit, erfaßt hat, zeigt das Bild der alten Wittwe, wie er es in der Erzählung „Die Deserteure“ gezeichnet hat. Mit der alten Witwe hat es seine eigene Bewandtnis. Die blinde Frau ist bis in ihr sechzehntes Jahr „mit den Hollen gefahren“ und eine Nachtwandlerin gewesen. Sie war ein Frohnsonntagskind und galt als Prophetin (I, 202). Damit gleitet ein gespenstischer Hauch über die Personen der Erzählung und eine schwüle, ängstliche Stimmung beunruhigt sie. Das ist nichts Unechtes, sondern klar und richtig geschaut. Auf abgelegenen Dörfern kommt es häufig vor, daß gewisse Personen — sehr häufig sind es alte Frauen — mit einem düstern, unheimlichen Nimbus umgeben sind[2]). Sie wissen über Heilung von Krankheiten Auskunft zu geben, sie kennen alte und geheime Mittel für alle Zwecke, sie wissen Beschwörungsformeln, sie kennen die Zukunft der Menschen. Es ist klar, daß den Aeußerungen der alten Frau von Jedem Gehör geschenkt wird. Man fürchtet ihre Aussprüche. Kaum hatte der Schmied die Bestätigung seiner Worte über das Schicksal Napoleons von der Wittwe gehört, als es „ihm kalt durch die Glieder“ rieselte (I, 202).

Wer mit dem Leben auf einsamen, abgelegenen

---

[1]) Vgl. Auerbach, Schrift und Volk. S. 36.

[2]) Vgl. Pagès, Der Aberglaube auf dem Hunsrück, (Zeitschrift des Vereins für rhein. und westfäl. Volkskunde IV, 116; desgl. Zeitschrift d. V. für rhein. und westfäl. Vkde. VIII, 147; ferner: Z. f. k. Pr. V, 531.

Dörfern vertraut ist, weiß auch, wie sehr dort gerade früher der Spuk- und Gespensterglaube verbreitet war, der, wie Horn in der Erzählung „Die Deserteure“ schreibt, „noch nicht besserer Einsicht die Stätte geräumt“ hat (I, 203). Daher ist es erklärlich, daß die Schmuggler in der Erzählung „Des Douanen Kind“ annehmen, daß der Douane Dollart „einen Pakt mit dem Bösen“ (XII, 124) abgeschlossen habe, weil er auf seinen Gängen während der Nacht von einem „Schwarzen“ begleitet wird, der niemand anders ist als seine vermummte Tochter (XII, 131). Trotz aller Gefahr läßt der Zollwächter seine Tochter mit ihm gehen, denn „er kannte zu gut den tief eingewurzelten Geister- und Gespensterglauben des Volkes, der nirgends mächtiger sich geltend macht als in Gebirgsgegenden, ein Glaube, den das Volk mit der Muttermilch einsaugt“ (XII, 133)[1]).

Zu dem Gespensterglauben der Dorfbewohner kommt bigotte Frömmigkeit. Bei der Charakterisierung der alten Witwe in der Erzählung „Die Deserteure“ zeigt Horn wieder so ganz, wie genau er mit der Denkart der Hunsrücker Bauern vertraut ist. Als die Hellseherin „in die Unterhaltung der Spinnstube eingreift, redet sie mit den Worten der Bibel (I, 205). Das erhöht selbstverständlich die Wirkung ihrer Worte und verleiht dem Düstern dieser Persönlichkeit noch stärkeren Ausdruck. „Hadert nicht! Droben ist einer, der hat gerichtet. Ahab ist gefallen, denn das Maß seiner Sünden ist voll und das Blut der gemordeten Muttersöhne schreit um Rache zu dem, der gesagt hat: Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ Die Wirkung dieses Wortes der Blinden, des Bibelwortes, „war augen-

[1]) Vgl. XIII, 17; Sp. 1867, 180; Sp. 1868, 57.

blicklich und stark“ (I, 205). Bekannt ist, daß Napoleon von vielen als ein Gottesgericht betrachtet wurde, das gekommen war, die sündige Welt zu strafen. Horn, der keine Meinung der Bauernbevölkerung seiner Heimat unberücksichtigt läßt, gibt auch hierfür ein typisches Beispiel. Die Witwe, die ihr Leben lang viel in der Bibel gelesen hat und sich jetzt, wo sie blind ist, von ihrer Tochter vorlesen läßt (I, 209), kennt auch die Offenbarung Johannis ganz genau. Dieses Buch aber hat es streng bibelgläubigen Leuten von jeher angetan, und in Sektenkreisen, zumal auf dem Lande, spielt noch heute die Offenbarung des Johannes eine große Rolle. In diesem Bibelabschnitt sind für Leute einfältigen Geistes alle Ereignisse der Zukunft vorgezeichnet; was in ihm steht, wird, nach dem festen Glauben der frommen Leser, sicher in Erfüllung gehen. So denkt auch die alte Witwe in ihrer Frömmigkeit. In der Bauernstube des abgelegenen Dorfes in der Erzählung „Die Deserteure“ klingen die Verse aus dem Buch „mit sieben Siegeln“ besonders mystisch und rufen „Furcht und Zittern“ hervor. Schon nach dem ersten Wort der Blinden sank der Schmied „auf seinen Sitz zurück, und bleich setzte sich Veit neben ihn nieder“ (I, 205). Als aber die Witwe in ihrem Glauben an das göttliche Wort mit fester Stimme ausruft: „Der Apolyon, von dem des Herrn Offenbarung im 9. Kapitel, im 11. Verse spricht, hat ein Wehe[1]) erfahren; aber es kommen deren mehr, bis er zum Abgrunde fährt, von dannen er gekommen ist mit seinen Skorpionen; sein Ende naht!“ tritt

[1]) Auch der gegenwärtige Krieg ist — nach der Meinung mancher Hunsrücker Bauern — in der Offenbarung Johannis vorausgesagt. Ein Bauer sagte mir, daß wir nach seiner Ueberzeugung jetzt (Frühjahr 1916) „im dritten Wehe“ lebten.

eine tiefe Stille ein; „denn der Eindruck dieser Worte war mächtig“ (I, 205). Napoleon ist also in der Offenbarung mit Namen genannt, der Apolyon ist mit dem wahren Napoleon identisch. Für die Witwe steht damit das Schicksal Napoleons fest. Wie sie haben in jener Zeit viele gedacht, die vom Apolyon in der Offenbarung lasen.

Aber noch weiter geht Horn in der Schilderung der Stimmung seiner Landsleute in der napoleonischen Zeit. Napoleon wurde mit russischer Hilfe niedergekämpft. Die russischen Soldaten aber, die ins Land kamen, erregten überall einen panischen Schrecken (I, 203). Veits Frau weiß zu erzählen, daß die Kosaken „Kinder mit ihren Lanzen spießen und mit sich fortnehmen als Standarten“ (I, 204). Auch in der Erzählung „Des Douanen Kind“ wird von der Kosakenfurcht berichtet (XII, 179).

Das Typische, das dem Leser in den Erzählungen aus der Zeit Napoleons so oft auffällt, tritt am Ende der Erzählung wieder deutlich hervor. Die Deserteure werden mit dem Schmied und den jungen Mädchen unter Führung eines Elsässers durch französische Soldaten nach Simmern, dem Mittelpunkt des Hunsrücks, geführt, wo der Sitz des französischen Unterpräfekten war (I, 255)[1]. Bei der Hochzeit eines der Deserteure unterhält man sich über die Kriegsberichte, „welche der Gouverneur Justus Gruner in Coblenz in zahlreichen Abdrücken im Lande verbreiten ließ“ (I, 276). Ihrer wird auch in der Erzählung „Des Douanen Kind“ Erwähnung getan (XII, 182).

Die Erzählungen Horns aus napoleonischer Zeit sollen in erster Linie historische Erzählungen sein. Es hat sich aber ergeben, daß in ihnen historische Darstellung und Schilderung

[1]) Vgl. I, 260; I, 266; XII, 169 ff.

Hunsrücker Volkstums in hohem Maße gepaart sind. Die Elemente dieser Erzählungen sind zu auffällig, als daß man ihr volkstümliches Gepräge leugnen könnte.

2. Dorfgeschichten.

Den Dorfgeschichten Horns ist die volkstümliche Eigenheit schon aus dem Grunde zuzugestehen, weil in ihnen durch die Schilderung der alten Sitten und Gebräuche ein beachtenswerter Beitrag zur Volkskunde des Hunsrücks geliefert wird. In diesen Erzählungen, die einen alten Volksbrauch zum Mittelpunkt der Handlung machen, und vor allem in den Geschichten, in denen die Stellung zur Heirat und Ehe das Problem bildet, stehen die auftretenden Personen unter dem Einfluß von Gesetz und Brauch, denen auf dem Hunsrück jeder unterworfen ist.

Schon Immermann sagt in seinem Roman „Der Oberhof", daß es zwei Stände gebe, bei denen von jeher die Tradition eine große Rolle gespielt habe: Adel und Bauern[1]). Beide bleiben der Tradition gleich treu, der Bauer wohl noch eher als der Edelmann. „Je entfernter eine Gegend von den großen Straßen des Weltverkehrs liegt, desto länger erhalten sich Sitten und Gebräuche, ererbt von den Vätern, bei denen sie sich je nach Eigentümlichkeit des Charakters, der Lebensweise und des Herkommens fest und bestimmt ausgeprägt" (IV, 21).

Wenn Immermann sagt: „Der Bauer denkt, handelt, empfindet" nicht allein „standesmäßig", sondern auch „hergebrachterweise[2])", so gilt dies ganz besonders für die Bauern in Horns Erzählungen. So „her-

[1]) Vgl. Der Oberhof, Idylle aus dem „Münchhausen", Berlin, G. Grote 1875, S. 164.

[2]) Vgl. Oberhof S. 164.

gebrachterweise“ denkt der Bauer der Hornschen Erzählungen, daß er in entscheidenden Augenblicken sich nicht von seinem gesunden Menschenverstand, sondern von „Konvenienz, Herkommen, Standesbegriffen und Standesvorurteilen“ leiten läßt[1]). Sie sind für ihn Gesetz. Sehr deutlich zeigt sich das in Horns Erzählung „Das Mailehen“ (I, 5). Das Mailehen ist ein „Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt“ (I, 11)[2]). Es ist die Versteigerung der jungen Mädchen eines Dorfes, wobei der Meistbietende der Burschen ein Mädchen, dessen Schönheit von einem Schultheißen gepriesen wird, als „seinen Schatz“ ansehen darf. „Sie ist sein Mädchen, tanzt mit ihm während des Jahres und nur dann mit einem anderen, wenn er es gestattet“ (I, 11)[3]). An einem bestimmten Tage findet die Versteigerung der Dorfmädchen unter der Dorflinde (vgl. IV, 22), statt. Dort versammeln sich die Burschen des Dorfes und der Schultheiß, der die

---

[1]) Vgl. Oberhof S. 146.

[2]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 161: ferner: H. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde) 1914, I. Band S. 64.

[3]) Vgl. Zeitschrift des Vereins f. rhein. und westfäl. Volkskunde: IV, 62, 208, 230; VII, 145; VIII, 72, 156; IX, 100; XI, 57 und Zeitschr. d. V. f. Volkskunde: XVIII, 101; ferner „Hunsrücker Ztg. (8. 5. 1913): „Rüdesheim. Zu der hier üblichen Versteigerung der Tanzmädchen schreibt die „Kl. Presse“: „In der Woche vor dem langersehnten Kirchweihtage findet eine regelrechte öffentliche Versteigerung der jugendlichen Tänzerinnen des Dorfes statt. Die Dorfschönen versammeln sich in dem Tanzlokal, wo die Kirmesburschen ihrer harren. Ist die ganze tanzlustige Jugend versammelt, so tritt ein Ausrufer vor, der die Namen der anwesenden Mädchen verliest, worauf sofort die Burschen im heißen Wettbewerb auf die Person der Maid bieten, die sie sich als Tänzerin wünschen . . .“.

Versteigerung leitet, preist die Schönheit der einzelnen Mädchen (I, 32). Mit dem Ausgang der Versteigerung ist der Gang der ganzen Handlung verknüpft. Der arme Hubert, der die Tochter seines reichen Nachbarn, Annchen liebt, erhält sie nicht als Mailehen, weil sein Nebenbuhler, der reiche Pitter, bei der Versteigerung mehr bietet als er. Gegen die Entscheidung des Mailehen kann Hubert nicht ankämpfen (I, 35). Er verläßt seine Heimat und wird in Cöln Soldat. Dort kommt er in das Haus des Hofbesitzers, dessen Pächter Annchens Vater ist. Der erfährt von Huberts Liebe zu Annchen und seinen vereitelten Hoffnungen. Der Hofbesitzer verspricht Hubert zu helfen. Wiederum findet unter der Dorflinde das Mailehen statt. Pitter glaubt, daß Annchen ihm als Mailehen ganz sicher ist, aber der fremde Hofbesitzer übertrifft seine Angebote bei der Versteigerung und erhält schließlich Annchen als Mailehen. Pitter ist darüber sehr bestürzt, denn daß ein Auswärtiger ein Mailehen steigern kann, ist „gegen allen Brauch", ist „ein Fall, der noch nicht vorgekommen" (I, 61). Erst als alle Bedenken beseitigt sind, kann durch des Gönners Hilfe Huberts Wunsch in Erfüllung gehen: der durch das Mailehen bestimmten Entscheidung wagt keiner entgegen zu handeln, der altüberlieferte Volksbrauch wirkt wie ein geschriebenes Gesetz (I, 63).

Daß die Macht der Sitte unbezwingbar ist, wird auch in der Erzählung „Der Bachtanz von Langenselbold" von dem Erzähler deutlich gezeigt. Die Bewohner von Langenselbold weigern sich eines Tages, eine von dem Grafen von Ysenburg ihnen auferlegte Steuer zu zahlen; es gelingt dem Grafen nicht, sie mit seinen „Vasallen und Helfern" im Kampfe dazu zu zwingen. In der Freude darüber

beginnen die Bewohner einen „Freudentanz“ durch das ganze Dorf und machen sogar vor dem „durch das Dorf fließenden Gründaubach“ keinen Halt (XI, 249). Seitdem wird der Bachtanz alljährlich zur Kirchweihe getanzt. Es sind aber „nur drei Paare, welche den Bachtanz zu tanzen die Ehre haben“ (XI, 299). Diese drei Paare werden von der Dorfjugend gewählt und die Wahl „war durch Jahrhundert alte Sitte unumstößlich“ (XI, 299). Zu den Gewählten gehören auch die Tochter des reichen Obermüllers, Aennchen, und der arme Jakob, den Aennchen zum Leidwesen ihres Vaters liebt. Dem Obermüller bleibt aber, da er der Sitte nicht entgegenwirken kann, nichts übrig, „als sich zu ärgern und es gehen zu lassen“ (XI, 299). Der reiche, aber häßliche und geizige Bachkurt, der dem Obermüller als Schwiegersohn lieber ist als der arme Jakob, aber bisher vergeblich um Aennchen geworben hat, versucht indessen zum letzten Mal zum Ziele zu gelangen. Als aber Aennchen auch diesmal seiner Werbung kein Gehör schenkt und auch der Einladung in Bachkurts Haus nicht folgt, weil „die uralte Sitte dem mit unübersteigbarer Macht entgegentrat“ (XI, 299), beschließt Bachkurt, sich zu rächen. An die Stelle des Baches, durch den Aennchen und Jakob beim Bachtanz zuerst tanzen werden, will er heimlich einen großen Stein legen lassen, welcher „etwa ein Paar zum Fall in das Wasser bringen konnte; denn dies wäre eine unvertilgbare Schmach gewesen“ (XI, 303). Aber sein Plan wird vereitelt und der Bachtanz kann stattfinden. In die Mitte des Baches wird ein Tisch gestellt, auf dem die Musikanten Platz nehmen. Die Musik beginnt und mit einem „Juchhei“ tanzen zuerst Aennchen und Jakob dreimal um den Tisch, dann folgen die beiden anderen Paare (XI, 327). Als der Ober-

müller erfährt, welche Schmach Bachkurt seiner Tochter antun wollte, willigt er gern in die Verlobung Aennchens und Jakobs ein.

Häufige Gelegenheit, die Konvention, bäuerliche Kurzsichtigkeit und Herzlosigkeit zu geißeln und die Macht der Sitte zu zeigen, bot dem Erzähler die Behandlung des Eheproblems; umsomehr als die Ansichten des Bauern über Ehe und Heirat mit den Anschauungen des Christentums und des Pfarrers Horn nicht im Geringsten übereinstimmen. Für die Bauern der Hornschen Erzählungen — und in Wirklichkeit auch noch heutzutage, wenigstens was den Hunsrück anbetrifft[1]) — hat die Heirat und die

[1]) Daß sich in der Meinung des Hunsrücker Bauern über die Ehe auch heute noch nichts geändert hat, ergibt sich deutlich aus den sehr sachkundigen Abhandlungen eines Realisten: „Vom Hunsrücker Bauern. Ein Beitrag zur Volkskunde“ in der Zeitschrift für kirchliche Praxis (Z. f. k. Pr. II, 344 ff.), wo auch die Stellung des Hunsrücker Bauern zur Ehe zu begründen versucht wird. Nur schwer ringt der Hunsrücker Bauer bei den herrschenden Bodenverhältnissen dem Boden seine Früchte ab. Deshalb betrachtet er die Frau als eine willkommene Gehilfin bei der mühsamen Arbeit, denn zum „Schaffen“ ist der Mensch überhaupt da. Bezeichnend für die Einschätzung der Frau sind die Worte eines Hunsrücker Bauern: „Wem mer die Weibsleit nit so neerig (nötig) breicht (brauchte), mer dät sich jo wahrhaftig kän (keine) halle“ (Z. f. k. Pr. II, 344). „Fähigkeit zum Schaffen, Geld und Gut“ geben daher beim Heiraten den Ausschlag, nicht geistige oder körperliche Vorzüge. Sinnliche Bedürfnisse können schon vor der Ehe befriedigt werden, dafür hält sich jeder Bursch sein „Mensch“ (Z. f. k. Pr. II, 345). Das ist das, was Horn in seinen Erzählungen ein „Gehänge“ nennt (IV, 24, 27; IX, 209); vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 166. Beachtenswert ist, daß rote Haare, selbst wenn die übrigen Bedingungen, die der Bauer stellt, erfüllt sind, noch heute bei einer Werbung einen wichtigen Hinderungsgrund bilden, was auf uralten, heidnischen Glauben zurückgeführt wird (Z. f. k. Pr. II, 345).

Ehe durchaus nicht die unverbrüchliche Liebe der beiden Ehegatten zur Voraussetzung. Die Ehe, deren Voraussetzung die Liebe ist, hat für die Hunsrücker Bauern in Horns Erzählungen oft etwas romantisches, eine Liebesehe ist für sie „eine Liebschaft, wie sie in den Büchern stehen“ (XIII, 235). Für den Bauern ist die Liebe ein Handelsgeschäft, weil er, um mit Immermann zu sprechen, „durch und durch gerader Verstand, Ernst, Eigensinn und erlaubter Eigennutz“ ist (Oberhof S. 164). Denselben Vergleich, den Immermann im „Oberhof“ zwischen Adel und Bauer anstellt (S. 164), zieht Horn mit seinen Worten, wo er von der Stellung der Bauern zur Ehe spricht. „Soweit auch im Leben die Verhältnisse auseinanderliegen, das steht als Ergebnis der Erfahrung fest: reiche Bauernkinder und die Prinzen und Prinzessinnen hoher fürstlicher Häuser sind in vollkommen gleicher Lage. Sie dürfen keine Herzen haben, oder die Sprache dieser Herzen muß verstummen, wenn der tiefernste Augenblick naht, wo es sich um die Verbindung für ein ganzes Menschenleben handelt. Vorteil und Rücksicht bestimmen allein die Wahl. . . Wolltest Du einem rechten, gebackenen Bauern etwas von Liebe und Lebensglück sagen, so würde er Dir sagen: das ist dummes, neumodisches Geschwätz! Das Lebensglück ist der hart gebackene Wohlstand und die Liebe kommt allemal nach der Hochzeit und nicht vorher“ (Maje VII, 4). Nach diesen Grundsätzen handeln die Eltern in der Erzählung „Zwei Hochzeiten an einem Tage“ (Maje VII, 1 ff.). Der schwere Konflikt zwischen Herzensneigung und aufgezwungener Pflicht beherrscht die ganze Erzählung. Zugleich ist sie eine schwere Anklage des Erzählers gegen das herrschende System, zwei Menschen zum Lebensbunde zusammenzukoppeln. Das Lebens-

glück der beiden jungen Paare ist zerstört; weil sie sich aus Liebe heiraten wollen, durchkreuzen sie „mit ihrer Jugendliebe die Bauernberechnung“ (Maje VII, 6). Wenn sich aber zwei lieben und heiraten wollen, die beide reich sind, denken die Eltern nicht daran, ihren Kindern irgendwelchen Widerstand zu leisten. Als die Hoffrau in der Erzählung „Das Mailehen“ die Meinung äußert, daß Pitter für ihr Kind „der rechte Jung ist“, bestärkt sie darin ihr Mann, denn „gleich und gleich, das klappt“ (I, 26). Der Obermüller in der Erzählung „Der Bachtanz zu Langenselbold“ ist derselben Meinung. „Reich ist Herr“ ist sein Wahlspruch, nach dem er immer handelt (XI, 291, 295). Als seine Tochter sich verheiraten soll, kommt es ihm auf ihre Neigung nicht an. „Er hatte ja seine Frau auch so gekuppelt gekriegt, weil er und sie ein hübsches Vermögen hatten und ihre Aecker aneinander grenzten, daß es rechte Lappen gab. Neigung war keine da... Man gewöhnt sich so aneinander, sagte er, und das Liebhaben ist lauter einfältig Zeug, was sie heutzutage im Kopf haben“ (XI, 293). — Ammi, die Tochter des reichen Bauern Bender, liebt einen armen Müllerssohn, Jakob Bauermann. Aber ihr Vater will von dieser „Liebschaft“ nichts wissen, denn heutzutage sei es „so eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heiraten gehöre. Die Hauptsache sei, daß man etwas habe und erheirate, denn die Liebe lasse den Magen leer und damit sei nicht auszukommen“ (IX, 292). Deshalb sucht Bender seine ganze Autorität dafür einzusetzen (IX, 296 ff.), daß seine Tochter die Werbung des reichen Hannjost Weierich annimmt. Die Achtung vor der Autorität des Vaters ist so groß, daß Ammi auf seinen Wunsch eingeht, und sich mit Hannjost

verlobt. Wie groß ist aber die Bestürzung Benders, als seine Tochter am Traualtar ihr Jawort verweigert (IX, 307), denn Gott besitzt eine noch größere Autorität als der Vater; das sieht auch Bender schließlich selbst ein und willigt in die Verlobung Ammis mit Jakob ein (IX, 324). Die Eigenmächtigkeit des Vaters und sein Einfluß auf die Herzensangelegenheiten der Tochter zeigen sich auch in der Erzählung „Der Freiersmann". Drei Burschen freien um die Tochter Evemichels und obwohl Fritz Martin dem Vater Margreths am besten als Schwiegersohn zusagen würde, willigt er zunächst nicht in die Verlobung seiner Tochter mit Fritz ein, weil er mit dessen Vater einen Prozeß führen mußte (IV, 36). Erst als Evemichel durch eine Feuersbrunst seinen Besitz verliert und Fritz sich seiner annimmt, hat er gegen eine Verlobung der beiden Liebenden nichts mehr einzuwenden (IV, 49).

In jeder der angeführten Erzählungen sucht Horn zu zeigen, daß „die gemachten Heiraten" kein Glück bringen. Gerade als Geistlicher muß er sie verurteilen, weil sich hier auch nicht die Spur christlicher Gesinnung erkennen läßt. „Solche gemachten Heiraten taugen in der Regel nichts. Hat sich da nicht das Herz zum Herzen gefunden von selbst, oder daß ich es richtiger sage: hat sie Gott nicht zusammengeführt in rechter Liebe, so gibts keinen Einklang, und meine reiche Erfahrung sagt's, daß all' das eheliche Unglück und Katzengebisse, das den Leuten das Leben zur Hölle macht, aus solchen Freiereien stammt, die Eigennutz oder Ehrgeiz gemacht hat" (XI, 347). Daß der Erzähler alle diese Probleme in den Mittelpunkt seiner Erzählungen stellt, vermehrt die volkstümlichen Elemente seines Schaffens. Denn, so unaufdringlich es auch ist, es

klingt die Tendenz, die Forderung der Abkehr vom alten System aus diesen Erzählungen heraus, in denen Horn seinen bäuerlichen Lesern ein Spiegelbild ihres eigenen Denkens und Tuns vor Augen stellt.

Von den Sitten und Gebräuchen, die bei der Werbung, Verlobung und Heirat der Hunsrücker Bauern beobachtet werden, gibt Horn in den Dorfgeschichten ein deutliches Bild.

Zu den bekanntesten und wichtigsten Persönlichkeiten im Hunsrücker Dorfe gehört in Horns Erzählungen der Freiersmann. Ihm liegt die Pflicht ob, passende Heiraten im Dorf zu „arrangieren", Menschen, mögen sie wollen oder nicht, „zusammenzukuppeln". Der Freiersmann[1]) — manchmal sind es auch zwei — geht in seinem „Sonntagsstaat" (IV, 31) zum Vater des Mädchens, um das er freien will, denn der Vater ist der Herr[2]) der Familie, er schließt das Geschäft ab (IV, 24, 31; IX, 293), er verhandelt seine Tochter (IX, 293)[3]). Daß das Mädchen, um das geworben wird, nicht gefragt wird, sondern dem Willen des Vaters nachgeben muß, ist schon erwähnt. „Ich hab als dein von Gott bestellter Fürsprecher Ja gesagt . . ." bemerkt Ammis Vater herrisch (IX, 300); er glaubt auch, „daß es der Kinder Pflicht sei, den Eltern auch beim Heiraten unbedingten, blinden Gehorsam zu leisten" (IX, 292)[4]).

[1]) Vgl. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit, S. 20.

[2]) „Häär" (Herr) heißt der Familienvater sogar im Munde seiner Frau (Z. f. k. Pr. II, 345).

[3]) „Wir heiraten noch nicht", sagt der Hunsrücker Bauer (Z. f. k. Pr. II, 345).

[4]) „Zwä Mol klopp eich (ich) uff de Disch — det dritt Mol um die Ohre" sagte ein Bauer zu seiner mit dem Jawort zögernden Tochter (Z. f. k. Pr. II, 345).

Manchmal ist der Freiersmann ein Verwandter[1]) des Werbers oder gar sein Vater[2]) selbst. Damit der Freiersmann bei der Werbung nichts unversucht läßt, erhält er von dem Burschen, für den er werben soll, eine bestimmte Geldsumme im Voraus (IV, 25, 26). Der Freiersmann, der über „Würde und Beredsamkeit“ verfügen muß (IV, 31), tritt „steif und feierlich“ in das Haus, in dem er seine Werbung anbringen will. „Höflich und zuvorkommend“ ist sein Gruß (IV, 31; IX, 298). „Die Sitte fordert, daß man den Freiersmann, wenn er willkommen ist, mit Ehren empfange. Heißt ihn die Mutter sich setzen, so ist das eine gute Vorbedeutung“ (IV, 31). Obwohl man genau weiß, was der Besuch bezwecken soll, läßt man nichts merken (IX, 298)[3]). Zuerst redet der Freiersmann von gleichgiltigen Dingen, vom Wetter, von der Ernte, vom Gesinde, vom Alter der Eltern (Maje VII, 10), erst zuletzt kommt er mehr oder minder deutlich auf sein eigentliches Thema zu sprechen. Die Rede des Freiersmannes ist ein Loblied auf die zu verheiratenden Personen (IV, 31; IX, 298), eine feststehende Werbungsformel gibt Horn nicht an. Als letzten und höchsten Trumpf behält sich der Freiersmann die Lobpreisung der Besitzungen beider Parteien auf. „Dreißig Morgen Aecker sind sein Erbe, und zehn Morgen Wiesen sind auch ein Wort . . . Wenn ich alle die Aecker nennen wollte, wo er neben Euch liegt, und wo also die jungen Leute ein schönes Stück zusammen liegen hätten, so hätt' ich viel zu tun“ (IV, 33). Mit Bedacht und Feierlichkeit antwortet der Vater des Kindes, um das geworben wird (IX, 299); ist er mit

[1]) Vgl. Bächtold, S. 18.
[2]) Vgl. Bächtold, S. 20.
[3]) Z. f. k. Pr. II, 345.

der Heirat einverstanden, so folgt als Feier eine Mahlzeit mit ganz bestimmten Gerichten (IV, 49; IX, 299); zuerst kalte, süße Milch mit Weckbrocken, dann Eierkuchen mit Speckschnitten[1]). Zu diesem Mahl legt die Magd des Hauses, wie Horn ausdrücklich bemerkt, Löffel und Gabel zurecht. Die Messer fehlen, „denn sein Messer führt der Bauer jederzeit in seiner Tasche“ (IX, 299)[2]). Nicht immer geht der Vater des Mädchens, das sich verheiraten soll, auf das Anerbieten des Freiersmannes ein, er bittet sich eine Bedenkzeit aus. „So etwas will überlegt sein“ (IV, 34; IX, 298). Schlecht sind die Aussichten des Freiersmannes, wenn die Mutter Käse[3]), Butter und ein Glas Schnaps aufträgt (IV, 31; IX, 298). Das Geschäft des Freiersmannes ist lohnend. „Es bringt ein stattliches Trinkgeld ein, berechtigt zum Hochzeitsschmaus und sichert lebenslänglichen Einfluß in der neugegründeten Familie (IV, 25). Die Aussicht auf Gewinn macht es auch erklärlich, warum gerade der Jude so gern Freiersmann ist[4]). Die eigentliche Verlobung findet später statt, bei der es nicht minder feierlich zugeht. Der Hunsrücker nennt sie „Hüllig“ (IV, 51)[5]). Zur „Hüllig“ gibt es Kuchen und Branntwein (IX, 301)[6]), der Bräutigam überreicht bei der Feier der Braut einen silbernen Ring[7]) und

---

[1]) „Annakathrein, die Freier sinn do,
mach en Speck un Eier,
dann blei we se lo (da)!
(Z. f. k. Pr. II, 345).

[2]) Vgl. Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder S. 91.

[3]) Vgl. Bächtold, S. 44 und Zeitschr. d. V. f. rh. und westfäl. Volksk. I, 233.

[4]) Vgl. Z. f. k. Pr. II, 345.

[5]) Vgl. Zeitschr. d. V. f. rh. und westfäl. Volksk. I, 222.

[6]) Vgl. Bächtold S. 101.

[7]) Vgl. Bächtold S. 150, 163.

Handgeld (IV, 50; IX, 301). Nichts kann das Geschäftsmäßige solcher Heiraten besser kennzeichnen als das „Geschenk“ des Bräutigams, das Handgeld[1]). Die Sitte, der Braut ein Handgeld zu geben, ist also nicht allein auf das Gebiet der Eifel beschränkt, wie E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 170) angibt[2]). Die Hochzeit findet meistens Dienstags oder Freitags statt (IX, 302). Um die Einladung zur Hochzeit zu überbringen, gehen die „Hochzeitbitter“, den Hut mit Rosmarin oder Lorbeer verziert, mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstand des Brautpaares entspricht, in die Häuser der einzuladenden Familien (Maje VII, 10)[3]). Sind die Hochzeitbitter ältere Männer, so tragen sie Zweige von Rosmarin oder Lorbeer in der Hand[4]). Wenn jedem der Anwesenden ein Glas mit Branntwein gereicht ist, sagt der Älteste der Hochzeitbitter den Hochzeitsspruch, „der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt“ hat: „Es ist Euch wohlbekannt, daß der ehrsame . . . sich mit der ehr- und tugendsamen . . . zu verheiraten gedenkt. Sie haben uns entsandt, Euch alle zu dieser Hochzeit einzuladen, die, so der Herr will, am nächsten Dienstag vor sich gehen soll; weshalb wir erwarten, Ihr werdet Euch am genannten Tage zur gewohnten üblichen Stunde im Hochzeitshause einfinden zum Frühstück bei Branntwein und Brot“ (Maje VII, 10). Die Teilnahme an der Hochzeitsfeier ist für die Geladenen eine hohe Ehre, „Ausbleiben der Geladenen wäre die

---

[1]) Handgeld erhält noch heute auf dem Hunsrück das Gesinde beim „Dingen“ im voraus, gewöhnlich „einen Taler“ (3 M), auch „Mietpfennig“ genannt.

[2]) Vgl. Bächtold S. 141 ff.

[3]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 172.

[4]) Vgl. Bächtold S. 51.

höchste Kränkung und Beleidigung, welche dem Brautpaar und den beiderseitigen Familien angetan werden könnte. Es wäre eine Schmach, welche eine Todfeindschaft hervorrüfe“ (Maje VI, 11) [1]). Die Brautführer und die Brautjungfern sind meist Freunde und Freundinnen des Brautpaares (IX, 303). Die Brautjungfern helfen der Braut bei der Vorbereitung zur Hochzeit (IX, 304), sie schmücken die Braut zu ihrem Ehrentag. „Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges... Das in der Regel sehr reiche Haar wird in unzähligen, eigentümlichen Geflechten teils um die Stirne und den Kopf gewunden, theils in einer wirklich schwer zu beschreibenden, kunstreichen Weise durcheinandergeschlungen und aufgestellt, sodaß es ein durchsichtiges Gebäude gibt, auf dessen stolzer Höhe der bedeutsame Brautkranz ... ruht“. Will eine Braut diesen Kopfschmuck nicht, „so trägt sie eine einfache, weiße, feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebackener Strauß“, künstliche Blumen, mit Flitter, Rauschgold und Glasperlen verziert, angebracht ist, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber hin. Vor der Brust trägt sie einen Lorbeerzweig, mit roten, blauen und weißen Bandschleifen verziert; einen gleichen, doch ohne diese Schleifen, trägt sie in der Hand. Ein schwarzes Tuchkleid fällt faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und ein schneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Busen bis hoch an den Hals“ (IX, 304). Der Bräutigam ist ebenfalls schwarz gekleidet, an seiner linken Brust prangt ein Strauß „von gemachten Blumen, Rauschgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut ist ganz mit Rosmarin umwunden“ (IV, 306). Zur festgesetzten Stunde be-

[1]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 173.

wegt sich der Hochzeitszug zur Kirche. Die zur Hochzeit geladenen Burschen stehen, wenn der Zug das Haus verläßt, „vor dem Hause in Reih und Glied“. Sie tragen Wagenketten „als Bandeliere“, an jeder Kette hängt ein „ungeheures, rundes Brod“, in dem ein Messer steckt. Jeder Bursche hat „einen bauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Diese jungen Leute haben „neben dem Hochzeitszuge herzutanzen, zu springen, zu gehen, je nach Belieben; denn je toller sie sich geberden, je mehr sie das versammelte Volk zum Lachen reizen, desto größer ist ihr Triumph“ (IX, 306). An der Spitze des Zuges gehen die beiden Väter des Brautpaares und in ihrer Mitte der Bräutigam. Hinter dem Bräutigam und den beiden Vätern, die „gravitätisch und ernst“ den Zug eröffnen, kommen die Musikanten, die einen langsamen Marsch spielen, „damit der Zug sich nicht übereile“ (IX, 306). Ihnen folgen die beiden Hauptbrautjungfern, von denen eine einen Teller trägt, auf dem ein langer Rosmarinzweig, „ein weißes, neues Schnupftuch und unter diesem ein glänzend neuer Taler“ liegt. Das alles ist für den Pfarrer bestimmt (IX, 306)[1]). Hinter den beiden Hauptbrautjungfern geht die Braut, inmitten der beiden Brautführer. Es folgen die Burschen; diese verlassen aber bald ihren Platz, sie lassen „die Armen, Alten, überhaupt Jeden, der Lust hat, sich ein tüchtig Stück von ihrem Brode schneiden, je größer, je lieber und giessen ihm einen Trunk dazu ein“ (IX, 306). Verwandte und Gäste schließen den Zug. Ehe dieser die Kirche betritt, schießen eine Anzahl junger Leute ihre Pistolen ab (IX, 306). Nach der Trauung wird das Paar von allen Seiten beglück-

[1]) Vgl. Bächtold, S. 129 und Z. f. k. Pr. III, 193.

wünscht. In ihrer Rührung wischt die Braut „mit ihrem weißen Taschentuch die Augen[1]) — mögen sie Tränen füllen oder nicht —, und das ist das Zeichen, daß alle Frauen oder Jungfrauen entweder mit den Taschentüchern und Schürzen dieselbe Bewegung beginnen. Es ist nun, als ob die Musikanten einer einreißenden Wirkung vorbeugen wollten. Sie fangen alsbald einen Walzer zu spielen an, den sie kennen“ (Maje VII, 12). Das nun folgende Hochzeitsmahl „ist der Glanzpunkt, die Krone der Hochzeit“[2]). Das Essen besteht in Rindfleischsuppe, Speck mit Sauerkraut und weißen Bohnen und Rindfleisch mit Meerrettig (Maje VII, 12).

Indessen beschränkt sich Horn nicht darauf, lediglich in den Erzählungen, in denen die Stellung des Bauern zum Eheproblem behandelt wird, Eigenheiten des Hunsrücker Volkslebens, die mit Heirat und Ehe in Beziehung stehen, in Zusammenhang mit der Handlung zu bringen. — Die jungen Hunsrücker Burschen küren sich ein Tanzmädchen, weil es so Sitte ist (I, 32; IX, 32); es ist ein Brauch, seinem „Schatz“ das Neujahr „anzuschießen“. „Wird dem Mädchen recht toll geschossen, so weiß Jeder, daß des Schatzes Liebe stark ist“ (IV, 47). Es ist „eine alte Sitte des Hunsrückers“, Geld im Strumpf aufzuheben (II, 314)[3]). Es ist zu Horns Lebzeit Gewohnheit gewesen, daß die Bauern lederne Kniehosen tragen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben (VI, 224). In der Heimat des Erzählers ist es gang und gäbe, daß jeder Bauer außer seinem richtigen Namen noch einen besonderen, einen „Spitznamen“ hat (IV, 22; IX, 68). Unter der Dorf-

[1]) Vgl. Z. f. k. Pr. III, 194.
[2]) Vgl. Z. f. k. Pr. III, 192.
[3]) Z. f. k. Pr. II, 396.

linde tagt seit mehr denn einem Jahrhundert die Gemeinde“ (IV, 22)[1]). — Gefallene Mädchen sitzen in der Kirche auf einem besonderen Stuhl, ihnen wird „das Häcksel zu Neujahr gestreut und der Strohmann steht sicher an ihrer Türe“ (I, 12). — In der Erzählung „Zunderbuchs“ gibt Horn auch über die „uralten Bräuche“ Auskunft, die bei der Hunsrücker Kirchweihe üblich sind. Am Abend vor dem Kirchweihsonntage wird die Kirmes „eine halbe Stunde eingeläutet und von den jungen Burschen angeschossen“. An demselben Abend wird von den Burschen ein mit Bändern geschmückter „Kirchweihbaum“ in feierlichem Zuge, mit den Musikanten an der Spitze, durch das Dorf getragen und auf einem freien Platze aufgestellt[2]). Vor den jungen Leuten, die den Baum tragen, führt ein Bursche den „Kirchweihhammel“, dessen „wolliges Vließ mit roten Bändern verziert“ ist. Am Kirchweihsonntage ziehen die Burschen mit der Musik durch das Dorf, um ihre Mädchen zum Tanze abzuholen. Der Kirchweihhammel pflegt am zweiten Kirmestage am Kirchweihbaum ausgelost zu werden[3]). „Es war so die Weise des Ausspielens, daß man an einen großen

[1]) Vgl. I. 32 und IX, 70.

[2]) In einer Anzahl Hunsrückdörfer wird der „Kirmesbaum“, auch „Kerwestrauß“, erst am Kirchweihtage selbst mittags nach dem Essen durch das Dorf getragen und aufgestellt. (Eigene Angabe.)

[3]) In gewissen Dörfern auf dem Hunsrück wird der Kirchweihhammel „ausgetanzt“. In die Mitte des Tanzbodens wird ein Tisch gestellt, neben den der Hammel gebracht wird. Auf den Tisch wird eine brennende Kerze gebracht und in den unteren Teil der Kerze ein Geldstück gesteckt. Nun beginnen die Paare einzeln zu tanzen. Das Paar, das in dem Augenblick tanzt, wenn die Kerze soweit abgebrannt ist, daß das Geldstück sich von der Kerze löst und auf den Tisch fällt, erhält den Hammel. (Eigene Angabe).

Nagel ein Laternchen hing, in dessen Raum ein Talglicht brannte; an dieses Talglicht war mit einem Faden ein Fläschchen mit Wasser gebunden. Zur Seite stand ein Stuhl, auf welchem ein Bursche stand, der so oft eine Nummer nannte, als eins von den um den Baum tanzenden Paaren gegen ihn kam. Bei welcher Nummer nun das Fläschchen herab fiel, wenn nämlich die Flamme des Lichtes den Faden durchgebrannt hatte, die gewann den Hammel" (VI, 234). Die Kirmes ist für den Hunsrücker Bauer meist der einzige „Freudentag des Jahres" (VI, 233)[1]). Der Bauer vermeidet es, von den herrschenden Sitten abzuweichen. Als in der Erzählung „Ammi" die Braut sich weigert, Brautkranz und Strauß zu tragen, sind die Brautjungfern ganz bestürzt (IX, 305); schon bei der „Hüllig" erregt Ammi die besondere Aufmerksamkeit des ganzen Dorfes, weil sie von ihrem Bräutigam keinen Ring und kein Handgeld annimmt (IX, 301). Deshalb warnen die Brautjungfern sie: „Du wirst dich wüstem Gerede aussetzen!" (IX, 303); „die Leute räsonieren darüber" (IX, 304). Diese Einzelheiten erhöhen die Volkstümlichkeit und die Bodenständigkeit der Hornschen Erzählungen. Dazu kommt die Angabe der Oertlichkeiten, an der die Handlung vor sich geht, Namen, die in Horns Heimat jedem vertraut sind. Andres erzählt von seinem Handel mit Barthel auf dem Nunkircher Markt (IV, 28, 33); Utilchen glaubt, daß ihr Vater „in dem alten Kloster Chumbd einen Zufluchtsort gefunden habe" (II, 309); die Franzosen kommen vom „stumpfen Turm" und von der Höhe von Kirchberg angerückt (II, 312); der Müllerbursche Jakob Wolfheimer will sich in Tiefenbach bei Simmern

[1]) Vgl Z. f. k. Pr. III, 191.

eine Mühle kaufen (III, 187). — Auch in den „Dorfgeschichten“ kommt der Haß der Bauern gegen die Franzosen, die Herren des Landes sind, zum Ausdruck (I, 327; II, 286 und 292; IX, 45 und 287)[1]). Bemerkungen über Schmuggelei und Deserteure finden sich auch hier (IX, 325 ff.)[2]). Nicht vergessen ist die Beschreibung der Hunsrücker Tracht (I, 322; II, 286; IX, 277).

3. Räubergeschichten.

Das Interesse des Volkes, für das die Hornschen „Volkserzählungen“ bestimmt sind, haftet nicht allein an bedeutenden und jedermann bekannten Ereignissen, sondern auch an bestimmten Personen aus der Heimat des Verfassers der Erzählungen, aus der Heimat der Leser. Es sind keine sagenhaften Persönlichkeiten, die in diesen Erzählungen Horns fortleben, sondern historische. Freilich oft Persönlichkeiten von zweifelhaftem Ruf; aber je zweifelhafter der Ruf ist, umso populärer ist der Träger dieses Rufes. Um einen braven Bürger dreht sich das Interesse des Volkes lange nicht so wie um einen Räuber, Dieb oder Mörder. Das ist auch bei den Landsleuten von W. O. von Horn nicht anders der Fall. Räuber und Mörder sind die Helden der Erzählungen „Das Mühlchen in der Morgenbach“ (III, 169) und „Eine Nacht in der Holzhauerhütte“ (XIII, 223). Romantisch und populär zugleich sind die Helden der beiden Erzählungen geschildert. In der Erzählung „Das Mühlchen in der Morgenbach“ tritt ein Müllerbursche in den Vordergrund der Handlung. Er war ein schöner Mann, „wenn auch sein Gesicht finster und sein Auge etwas Unstätes, Scheues, Ver-

[1]) Vgl. 2, Erzählungen aus napoleonischer Zeit.
[2]) Vgl. XII, 280 und 289.

stocktes und Tückisches hatte. Er war brav, ein tüchtiger Müller . . .“ (III, 175). Aber er sagte „doch auch sein Lebtag nichts über seine Herkunft“ (III, 178). Daß diese Heimlichtuerei beabsichtigt und wohl erwogen war, zeigt sich bald im Laufe der Erzählung. Der Müllerbursche Jakob Wolfheimer begeht mit zwei Helfern in der verrufenen Gegend bei der Clemenskirche im Morgenbachtal mehrere Raubmorde, bis sein Treiben eines Tages entdeckt wird. Bei einem versuchten Ueberfall wird er getötet, seine Mittäter in Mainz aufgehängt (III, 193). Viel bekannter und berüchtigter als dieser Müllerbursche ist der Held der beiden ersten Geschichten in der Erzählung „Eine Nacht in der Holzhauerhütte“, denn „den Mann, der das Unglück anrichtete, kennen alle, die den Hunsrücken kennen“: er ist der auf dem Hunsrück jedermann bekannte „Schinderhannes“ (XIII, 232)[1]). Es läßt sich nicht bezweifeln, daß dieser Mann für die vielen Leser der Hornschen Erzählungen auf dem Hunsrück viel volkstümlicher war, als jede andere Persönlichkeit[2]). Horn selbst sagt, daß Schinderhannes, obwohl er besonders für die Juden eine „Zuchtrute“ war, vom Volke „in günstigerem Lichte“ betrachtet wurde (XIII, 242). Auch der Hauptspießgeselle des Räubers, „der schwarze Peter“, wird genannt; auch er ist eine historische Persönlichkeit aus Horns Heimat (XIII, 242)[3]). Als Unbekannter

[1]) „Auch in der Nähe von Horn waren ein paar beliebte und oft besuchte Schlupfwinkel der Schinderhannesbande, ja eins der berüchtigtsten Mitglieder derselben, der sogenannte schwarze Peter, war ganz in der Nähe daheim. Daß unter solchen Umständen in allen Spinnstuben und Majen die Schinderhannesgeschichten stets eine große Rolle spielten, wird jeder begreiflich finden . . .“ (H. F. 21).

[2]) Vgl. H. F. 19 ff., H. F. 25 und XII, 262.

[3]) Vgl. H. F. 21; Sp. 1865, 38 und Sp. 1866, 93.

tritt der Räuber in die Handlung ein. Auch bei ihm ist, wie bei dem Müllerburschen Wolfheimer in der Erzählung „Das Mühlchen in der Morgenbach“, ein unheimlicher Zug unverkennbar. Daher machte sich auch Jakob, der Müllerbursche der Mühle, die der Räuber der Tochter des Müllers wegen besucht, zur Aufgabe, das Dunkel, das über der Persönlichkeit des fremden Mannes liegt, zu lichten. Seine Nachforschungen liefern ihm die Gewißheit, daß der schmucke Jäger, der so häufig nach der Obermühle kommt, kein anderer ist, als der berüchtigte Schinderhannes. Zu spät erkennt die Müllerstochter, wem sie ihr Herz geschenkt hat. Als ihr Haus von den Landdragonern umstellt ist, um Schinderhannes zu fangen, stürzt sie sich „in der Hast der Verzweiflung“ in den Mühlbach, aus dem sie nur als Leiche geborgen wird. Inzwischen ist der vielgesuchte Räuber längst verschwunden (XIII, 244 ff.). In der zweiten Geschichte der Erzählung wird das „schauerliche Geheimnis“, das den Schinderhannes umgibt, durch eine schauerliche Schilderung des Ortes, wo sie spielt, noch mehr verdunkelt. Der abenteuerliche, geheimnisvolle Geselle wird in eine den Landsleuten Horns bekannte Umwelt — in die Gegend von Oberstein an der Nahe — versetzt (XIII, 247).

4. „Chronikerzählungen“.

Natürlicherweise können in den „Chronik“-Erzählungen W. O. von Horns die volkstümlichen Elemente nicht so sehr hervortreten wie in den vorher behandelten Erzählungen. In einer geschichtlichen Erzählung — denn historisch sind die „Chronik-Erzählungen“ — soll vor allem die Wucht der Tatsache wirken, wenn anders die Erzählung nicht

die nähere Bezeichnung „historisch“ verlieren soll. Volkstümlich sind die historischen Erzählungen Horns dadurch, daß sie einem vielen Lesern in Horns Heimat bekannten Milieu entnommen sind. Vier dieser „Chronik“-Erzählungen behandeln Einzelheiten aus der Geschichte der Stadt Bacharach am Rhein. Die Erzählungen „Das Gotteshäuschen und seine Bewohner“ (I, 69 ff.), „Der Apostelhof“ (III, 199 ff.), „Die Eroberung Bacharachs“ (IV, 217 ff.) und das „Bacharacher Meßschiff“ (XII, 301 ff.) haben also für viele Leser ein bekanntes Lokalkolorit. In der Nähe Bacharachs hat der Verfasser selbst jahrelang gelebt[1]); den Stoff zu den Erzählungen will Horn der Chronik eines Bacharacher Bürgers, Fabian Sebastian, der sie nicht dazu schrieb, „daß sie der Welt vorgelegt würde“, entnommen haben (XII, 303)[2]). Der Erzähler erkennt selbst, daß viele der Sondergeschichten einzelner Städte und Gegenden schon deshalb es verdienten, „an das Licht gezogen zu werden, weil sie treue Spiegel der Sitten und Denkweise ihrer Zeit sind“ (III, 199); es kommt dem Erzähler in diesen Geschichten neben dem Historischen wieder auf „Sitte und Denkweise“ der Zeit an, in der seine Erzählungen spielen. — Die historische Erzählung „Die Nußdörfer. Eine Pfälzer Geschichte aus dem Jahre 1525“ (V, 153 ff.) behandelt den Bauernkrieg der Pfälzer aus der Reformationszeit. Auch in dieser Erzählung bemüht sich Horn nach „Ueberlieferungen“ zu forschen (V, 157). — Ueber „das alte Herkommen“ des Eistanzes weiß der Ratschreiber Rudolpi in der Erzählung „Der Apostelhof“ zu berichten (III, 276). Es war auch „ein Herkommen“, daß

[1]) Vgl. H. F. 74 ff.

[2]) Ueber die Echtheit dieser Chronik vgl. Kap. VI (Technik).

des Apostelküfers Zelt das schönste und größte auf dem Rheine war (III, 321). Elisabeth nennt in der Erzählung „Das Gotteshäuschen“ den Pankraz „Pankrazvetter“, aber nicht, wie Horn belehrend bemerkt, „weil sie etwa mit ihm verwandt gewesen wäre, . . . sondern weil es am Rhein Sitte ist und von je und je gewesen ist, an den Tauf- oder Geschlechtsnamen das Wort „Vetter“ oder „Base anzuhängen“ (I, 88). — Den natürlichen Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen findet man auch in diesen Erzählungen Horns. Die Franzosen, die alles ausgeplündert und zerstört haben, werden vom Volke „Pfalzvergifter“ genannt (I, 74 und 92). Jedermann nähme es in der Erzählung „Der Apostelhof“ einem Mädchen übel, wenn es mit Joseph „anbände“, denn dieser hälts „zum großen Aerger der Bürgerschaft“ mit den Pfalzvergiftern (I, 112). In der Erzählung „Das Gotteshäuschen“ zieht sich der Gegensatz zwischen Einheimischen und Eindringlingen durch die ganze Erzählung (I,69 ff.). Mit diesen Einzelheiten ist indessen das volkstümliche Gepräge dieser Erzählungen noch nicht erschöpfend gekennzeichnet. Auch in den Chronik-Erzählungen spielen Gespensterfurcht und Geisterglaube eine Rolle. Schon bei der Behandlung der Geschichten aus der Zeit Napoleons ist darauf hingewiesen worden, wie verbreitet Gespensterfurcht und Aberglaube auf dem Dorfe sind. Horn weiß, welchen Eindruck er gerade bei seinen bäuerlichen Lesern mit Spuk- und Gespenstergeschichten machen kann. Es kommt ihm deshalb auch nicht darauf an, bei solchen Schilderungen tendenziös zu übertreiben. Den Nachtwächter Michel Pelzer von Bacharach verfolgte während seines nächtlichen Ganges „ein Schatten an den Häusern der Obergasse hin“, daß es ihm unheimlich wurde,

denn er hat „vor Fleisch und Blut nicht, wohl aber vor den unheimlichen Mächten der Finsternis einen Schrecken“ (III, 213). Gegen Fleisch und Blut ist Michel gefeit, „aber es gibt unheimliche Dinge genug in der Welt, wo der Soldatenmut nicht ausreicht. Gegen Gespenster kämpft unser einer umsonst“ (III, 209). Besonders die Mitternacht ist für den Nachtwächter eine arge Stunde. Da tun sich die Gräber auf, die Hölle öffnet sich „und läßt Gespenster, Wehrwölfe und dergleichen Hausrath von des Teufels Großmutter heraus“ (III, 210). Finkenstock, dem Spitzbuben, kommt man nicht bei, weil er „blaupfeifen“ und sich unsichtbar machen kann (III, 211 und 307). Ursula Kreuzhöfer in der Erzählung „Das Gotteshäuschen“ ist, wie die Witwe in der Erzählung „Die Deserteure“, eine von jenen alten Frauen, die die Zukunft voraussagen können (I, 77). — Schilderungen und Erklärungen örtlicher Eigenheiten der Schauplätze der Handlung fehlen auch in den „Chronik“-Erzählungen nicht. Horn erzählt, daß die Stadt Bacharach „in früheren Zeiten eine Münzgerechtigkeit und eine Münze“ hatte, daß aber „Münzen aus dieser Stätte“ äußerst selten sind (III, 223); er berichtet, wie bekannt der Bacharacher Weinmarkt früher war und gibt eine Erklärung über die Herkunft und die Bedeutung des Maigeläutes. „Seit vielen Jahrhunderten herrschte in dem kurmainzischen Rheingau, dessen letzter Ort Lorch war, die Sitte, daß an jedem Abend im Mai“, vor Anbruch der Nacht, „eine ganze Stunde lang mit allen Glocken geläutet wurde . . . Wenn im Mai die Hexen nach dem Blocksberg und von da zurück ziehen, soll dies

Geläute, als Gott geweiht und die Menschen zum Gebete mahnend, ihre unheilbringende Macht von den Fluren des Rheingaus abhalten“ (III, 224). Wie in den vorher behandelten Erzählungen gibt Horn auch hier mehrere Schilderungen der Tracht seiner Heimat (V, 158 ff.; XII, 307, 335, 352).

IV. Die „Spinnstube".

Wenn ein Dichter auf die breite Masse wirken will, ist es notwendig, daß seine Werke bekannt und verbreitet sind. Das ist aber in erster Linie davon abhängig, ob seine Werke wohlfeil sind oder nicht. Von alters her hat im weit verzweigten Gebiete der Literatur gerade der Kalender dazu gedient, neben einem praktischen Buch, das gute Ratschläge und Mittel angibt, neben einem Buch der Belehrung auch ein Mittel zur Unterhaltung und Kurzweil zu sein[1]). Seine weite Verbreitung aber ist in nicht geringem Maße seiner Preiswürdigkeit zuzuschreiben. Der Kalender ist von Natur aus ein Massenartikel. In früherer Zeit war seine kulturelle Bedeutung weit größer als in der Gegenwart. Beim Bauern gehört der Kalender schon immer zum Inventar des Hauses, ihm dient er erst in letzter Linie als Buch zur Unterhaltung[2]). Zum Massenartikel muß der Kalender schon deshalb werden, weil er naturgemäß immer wieder neu gekauft wird, auch vom einfachen Mann aus dem Volke, vom Handwerker, vom Bauer. Da der „Bücherschatz" dieser Leute im Durchschnitt recht gering ist, ist es ganz natürlich, daß sie, wenn sie Bedürfnis nach geistiger Nahrung haben, oft zu

---

[1]) Vgl. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, S. 545 und H. F. 112 ff.

[2]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 203 ff.

denselben Büchern greifen und das, was sie bereits gelesen haben, immer wieder lesen. So versteht sich, daß Inhalt und Tendenz dieser Bücher sich allmählig fest im Gedächtnis der Leser einprägt, denn es dauert nur eine Weile, so kennt der Leser den Inhalt der Bücher ebensogut auswendig wie Bibelsprüche und Liederverse.

Diese Tatsache mußte bei W. O. von Horn den Gedanken wachrufen, neben seinen Erzählungen einen Kalender zum Sprachrohr seiner Gedanken zu machen. Horn konnte sich sagen, daß der Kalender um so beliebter und in seinem Einfluß auf den Leser um so nachhaltiger sein würde, je volkstümlicher er in seiner ganzen Aufmachung sei. Der Kalender „Die Spinnstube“[1]), die 1846 zum ersten Male von Horn herausgegeben wurde, führt den Untertitel „Ein Volksbuch“. Bei der Ausstattung dieses Volksbuches konnte Horn keinen trefflicheren Gehilfen und Mitarbeiter finden als Ludwig Richter: er übernahm die Illustrierung des Kalenders. Text und Bild sind in der Spinnstube genau auf einander abgestimmt. Der Volkserzähler und der Maler des deutschen Volkslebens unterstützen sich gegenseitig: zu einem volkstümlichen Text kommen in dem Kalender volkstümliche Bilder.

Spinnstuben gab es zu Lebzeiten W. O. von Horns auf dem Hunsrück noch in jedem Dorfe[2]). „Kommt nach langer Arbeitszeit im Freien endlich der Winter, und ist Hanf und Flachs bereitet und gehechelt, so kommen Nachbarn und gute Freunde

[1]) „Die Spinnstube. Ein Volksbuch für das Jahr 1846“, herausgegeben von W. O. von Horn.

[2]) Vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte (1859. IV, 39) und E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 155 ff, ferner: E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 171.

in einem Hause zusammen, um in den langen Winterabenden mit Arbeit und Geselligkeit die Zeit sich zu kürzen. Von der Decke der warmen Stube hängt der Lichtstock herab, mit der Oellampe, zu welcher, jedabendlich wechselnd, eine Familie das Oel liefert. Um diesen Lichtstock sitzen die Frauen und Jungfrauen mit ihren Rädern und ziehen fleißig aus dem vollen Rocken die feinen gleichmäßigen Fäden zum Gespinnste — denn Hausmannstuch bleibt Herr! Auf den Bänken an der Wand umher sitzen die Männer und Jünglinge, arbeitend (am Rheine stricken sie die Strümpfe für die Haushaltung, und das ist vortrefflich!) oder müßig, je nachdem — und ein freundlich Geplauder von Diesem und Jenem, Krieg und Frieden — ein frischer Gesang, eine Geschichte oder ein Märchen scheucht den Schlaf aus den Augen“ (Sp. 1846, 1)[1]). Was Horn hier mit Worten schildert, gibt Ludwig Richter durch die Titelzeichnung des Kalenders wieder[2]). Es war klar, daß ein Buch, das den Namen „Spinnstube“ führte, auf diejenigen durch Bild und Wort wirken konnte, die allabendlich die Spinnstuben besuchten. „Oftmals war ich in solchen Spinnstuben, und mir war's da recht behaglich, besonders wenn ein vernünftig Gespräch geführt, freundlich Rat gehalten oder ein schönes Lied aus dem Gesangbuche gesungen wurde[3]). Manchmal habe ich auch gesehen, wie einer aus dem Kalender vorlas, und wie man da andächtig zuhörte oder einmal herzlich lachte, je nachdem es das Kalenderstückchen eben mit sich brachte... Das war die Lichtseite der Spinnstube; aber, ich habe auch eine

[1]) Vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1859; I, 40 ff.

[2]) Vgl. Sp. 1847 ff.

[3]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 157.

Schattenseite kennen gelernt, nämlich wie da oft rohe und schlechte Witze gerissen werden, welche die Röte der Scham auf keusche Wangen jagten; wie da räsoniert wurde über dies und das, Diesen und Jenen und wie nicht selten die Leute unbarmherzig durch die giftig scharfe Zungenhechel gezogen wurden" (Sp. 1846, 2). Dagegen soll die Spinnstube Abhilfe schaffen. „Darum aber dacht ich daran, Euch hier ein Büchlein in die Hand zu geben, das Euch die Abende in der Spinnstube kürze und Euch noch etwas drein gebe, nämlich ein Saatkorn des Guten in die Seele. Ich habs darum auch ‚Die Spinnstube' genannt" (Sp. 1846, 2)[1]). In dem Kalender will Horn für die Spinnstube der Bauern und überhaupt für die Mußestunden der Leser schöne Geschichten erzählen, altes Gold in der Form köstlicher Sprichwörter geben, deren Sinnerklärung nicht fehlt, Rätsel will er vorlegen und „lustige Stücklein" auftischen, daß alle „aus dem Fundamente" lachen werden (Sp. 1842, 2). Die „Spinnstube" ist nicht nur ein Kalender, sondern auch ein Buch der Unterhaltung und Belehrung. „Das Saatkorn des Guten", das Horn in die Herzen der Leser streuen will, deutet schon in der Vorrede zum ersten Jahrgang die moralische Tendenz und die erzieherische Absicht des Kalenders an (Sp. 1846, 2).

Das Problem der Erziehung liegt in dem persönlichen Einfluß des Erziehers auf seinen Zögling. Je größer dieser Einfluß ist, je tiefgehender das lebende Beispiel wirkt, das der Erzieher selbst oder ein anderer bietet, je größer wird seine Wirkung sein. Der beratende Freund wird als Erzieher am meisten erreichen. Deshalb sucht auch der Herausgeber des

---

[1]) Vgl. H. F. 115.

Kalenders „Die Spinnstube“ zu seinem Leser in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten. Horn will dem Leser seines Kalenders nicht befehlen, er will ihn aber mahnen und überreden. „Ihr wisset wohl, daß ich mich allezeit zu Euch gestellt habe wie ein treuer, väterlich wohlwollender Freund, der kein Blatt vor's Maul nimmt, wenn's gilt, der Freunde Bestes zu erwägen und dazu zu raten; Schäden oder Gebrechen, rechts oder links, auf zu decken und etwa zu zeigen, wie der Schaden Josephs zu heilen sei“ (Sp. 1859, 2[1]).

Der Verfasser des Kalenders „Die Spinnstube“ kannte die „Schäden und Gebrechen“ der Leser. Es sind Dinge des alltäglichen Lebens, an die Horn seine unterweisenden Betrachtungen anknüpft. Die Belehrung sucht der Pfarrer entweder durch Kernsprüche oder Beispiele klarer zu machen[2]). Für Horn lag aber nichts näher als die Kernsprüche, die er seinen Betrachtungen zu Grunde legt oder mit denen er seine Belehrungen verständlicher zu machen sucht, einem Buche zu entnehmen, das für ihn die Richtschnur für seine ganze berufliche Tätigkeit bildete: die Bibel. Sie, die für seelsorgerische Unterweisungen die Grundlage bildet, ist gerade dem einfachen Landmann „das große Arzeneibuch“, aus dem er Rat und Hilfe erheischt. Das Bibelwort ist dem Bauer Gotteswort und darum an ihm nichts zu deuteln. „Denn im Grunde bin ichs ja doch nicht, der die Rezepte selber macht, sondern ich nehme sie nur heraus aus dem großen alten Arzneibuche des rechten Arztes, bei welchem alles probatum ist“

[1]) Vgl. Sp. 1864, 2.

[2]) Vgl. Sp. 1852/3, 9; Sp. 1855/3, 5, 7; Sp. 1863/ 2, 3, 4, 5, 6; Sp. 1866/3, 7, 9, 13, 18, 21, 22; Sp. 1867/3 ff. 5, 10, 14, 23; Sp. 1868/3, 4, 13, 17, 20 ff, 27 ff, 31.

(Sp. 1866, 2). Das Beispiel aus dem täglichen Leben genügt Horn nicht bei seiner Belehrung, es muß durch ein Machtwort noch verstärkt und deutlicher werden.

Der Herausgeber des Kalenders „Die Spinnstube“ benutzt diesen, um damit praktische Seelsorge zu treiben: jeder kleinste Verstoß gegen die christliche Glaubens- und Sittenlehre wird von Horn in seinem Kalender aufgedeckt und getadelt. Die Moralpredigt, die der Pfarrer am Anfang des Jahrganges 1854 der „Spinnstube“ hält, in dem er über die Sonntagsheiligung spricht, gibt ein typisches Beispiel dafür. — Der Gleichgültige hört nicht, wenn die Glocken am Sonntag ihn daran erinnern, daß der Tag des Herrn ist. Allerlei Geschäfte, die man am Werktage hätte tun können, werden für den Sonntag aufgespart; „der Schuster hat noch ein paar Sonntagsschuhe fertig zu machen; er setzt sich an die Werkbank; der Schneider hat noch eine Sonntagsbuchs oder Wamms fertig zu machen“ (Sp. 1854, 2). Jeder hat eine Entschuldigung, nicht die Kirche besuchen zu müssen. Der Nachbar geht in die Stadt, um dringende Geschäfte zu erledigen, ein anderer geht mit Kind und Kegel zur Kirmes auf ein benachbartes Dorf, wieder ein anderer macht einen Gang aufs Feld, um seine Aecker zu besehen (1854, 4). Es wird in keiner Bibel gelesen, in keinem Gesangbuch, nicht gebetet. Abends geht man lange ins Wirtshaus, daß am folgenden Morgen der Kopf schwer ist und die Lust zur Arbeit fehlt (Sp. 1854, 6). Früher stand es besser um die Sonntagsheiligung. Alle notwendigen Arbeiten wurden in der Woche verrichtet, der Sonntag war Ruhetag (Sp. 1854, 7). Selbstverständlich gingen alle zur Kirche, im Hause war Sonntagsfriede (Sp. 1854, 8). „Wollen wir wieder vorwärts

kommen, so müssen wir rückwärts gehen. Das heißt, wir müssen's wieder machen, wie die Väter es gemacht" (Sp. 1854, 10). Niemand soll eine Ausrede suchen, um damit sein Fernbleiben vom Gottesdienst entschuldigen zu wollen. „Hast du am Samstag Abend dein Haus bestellt, wie es der Christ soll, dann kann dich nichts abhalten, in die Kirche zu gehen. . ." (Sp. 1854, 11). Die Erfüllung des vierten Gebotes, des Gebotes der Sabbatheiligung, wird jedem zum Segen gereichen (Sp. 1854, 12).

Das vierte Gebot ist nicht das einzige, gegen das häufig verstoßen wird. Der Herausgeber des Kalenders „Die Spinnstube" hat „leider nur gar zu häufig die Erfahrung machen müssen, daß alte Eltern von ihren Kindern gottlos vernachlässigt und versäumt wurden", daß man sie lieber tot gewünscht hatte, als lebendig und „daß die Kinder den Eltern heillos übers Maul fuhren und sie behandelten wie altes Geräte, das man in die Rumpelkammer steckt, weil man's nicht mehr brauchen kann" (Sp. 1856, 1). Das Gebot, daß die Kinder gehorsam sein sollen gegen Eltern und Erzieher, wird zu oft mit Füßen getreten (Sp. 1856, 2). Daß dies der Fall ist, liegt nicht allein an denen, die das Gebot nicht halten, sondern zum großen Teil an dem Mangel an Erziehung durch die Eltern". „Eine Haupt- und Pfahlwurzel ist die schlechte Kinderzucht" (Sp. 1856, 3). Dies ist um so tadelnswerter, weil Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will, wie es schon Generationen im Heidelberger Katechismus lernen (Sp. 1856, 3). Wenn aber die Eltern gottesfürchtige Christen sind, brauchts nicht viel der Lehre und Ermahnung, mehr tut das gute Beispiel. Ein guter Christ kann nur ein gutes Beispiel abgeben. Gutes Beispiel und liebevolle Ermahnung wirken mehr

„als stetes Prügeln, denn das wirkt nur hündische Furcht und Abscheu und störrisches Wesen. . .". Erst wenn das Ermahnen, Warnen, Belehren, Zurechtweisen nichts ausrichtet, heißt es: Strafen (Sp. 1856, 5).

Im Bauernhaus teilen sich in vielen Fällen Herr und Knecht in die gleiche Arbeit[1]). Unter solchen Umständen ist es recht und billig, daß in einem christlichen Bauernhause der Herr seine Untergebenen wie seinesgleichen behandelt. Aber nicht immer und nicht überall ist das der Fall, oft geht das Herrenbewußtsein und der Eigenwille des Bauern so weit, daß der Dienst bei ihm keine freudige Arbeit, sondern eine Qual ist, die Haß und Trotz im Gefolge hat. Bauernhäuser, in denen solche Herren schalten, werden vom Gesinde gemieden. Das ist die „Gesindenot" (Sp. 1866, 3ff.)[2]). „In hundert Fällen sind's vornehmlich die Herrschaften, von welchen die ganze Not ausgeht" (Sp. 1866, 3). Diese Not hält Horn für einen offenen „Schaden an unserm Volksleben". Das beste Heilmittel dagegen ist ein Kernspruch „aus dem oben erwähnten Arzneibuche", der Bibel, der Spruch: „Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit" (Sp. 1866, 3). Leider gibt es Herrschaften genug, die nur nach dem Mammon trachten, Herrschaften, „die gottvergessen genug sind, um ihres Vorteils willen das Gesinde gar zu Schlechtigkeiten aller Art anzuleiten, die, zum Exempel, dem Knecht befehlen, daß er den Nachbarn draußen im Felde von ihren Aeckern wegackere, oder in den Wald gehe, Holz zu stehlen, oder was dergleichen mehr ist". In einem Hause, wo man nicht nach dem Reiche Gottes, sondern lediglich nach der Erfüllung

[1]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 191.

[2]) Vgl. Z. f. k. Pr. III, 392.

irdischer Wünsche trachtet, wird „aus der anfangs frommen, treuen, gewissenhaften Magd gar bald eine untreue, hoffertige, leichtsinnige Dirne . . . und aus dem anfangs frommen, treuen, gewissenhaften Knechte, ein Säufer, Spieler, Nachtschwärmer“. Daran haben die Herrschaften Schuld, die es am guten Beispiel fehlen lassen (Sp. 1866, 5). In einem Hause, wo man der Mahnung, stets nach dem Reiche Gottes zu trachten, eingedenk bleiben wird, wird man kein liederliches Gesinde annehmen. Immer wieder betont Horn die Macht des guten Beispiels. In einem friedlichen christlichen Hause „wird auch gar bald der Knecht aufhören zu poltern und zu fluchen und auch die Magd wird ihr Zünglein behüten vor faulen Redensarten und Zoten . . .“ Wo die Herrschaft einen ordentlichen Lebenswandel führt, wird auch die Nachtschwärmerei des Gesindes und das unheilvolle „Umherfegen auf allen Tanzbödeh“ bald ein Ende haben. Vielmehr werden Knecht und Magd an einem „eingezogenen sparsamen Leben Freude finden“ (Sp. 1866, 7). Wo Horn aus der Bibel Rat zu schaffen weiß, begnügt er sich nicht mit einem Spruche, sondern er führt mehrere zugleich an, „wie ja der Doktor . . . selten ein Mittel allein ins Rezept schreibt, ob's auch an dem einen genug wäre für den Kranken, sondern wie er ja gewöhnlich dem einen noch mehrere andere hinzufügt . . .“ Das zweite Mittel gegen die Dienstbotennot ist wieder ein Bibelspruch: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß Ihr auch einen Herrn im Himmel habt!“ (Sp. 1866, 9). Nicht recht ist es, „aus dem Gesinde den letzten Tropfen von Kraft und Arbeitsfähigkeit heraussaugen zu wollen“ (Sp. 1866, 10), sondern es bei Krankheit zu pflegen und nicht zu denken, es sei nichts mehr

nütze. Der Bauer, der für sein Vieh[1]) alles tut, soll gegen Knecht und Magd menschlich sein (Sp. 1866, 11). Nicht alles soll für das Gesinde gut genug sein (Sp. 1866, 12). Nicht hochmütig und stolz soll der Herr gegen das Gesinde sein (Sp. 1866, 14), sondern ein wohlmeinendes, liebevolles Herz für es haben (Sp. 1866, 15). Das Haus des Dienstherrn soll dem Gesinde sein „Daheim" sein, denn „auch Dein Knecht und deine Magd, sie gehören zu deiner Familie und wohl dir, wenn du dich nicht zu vornehm dünkest, sie als Familienglieder zu betrachten und zu behandeln." Schon die Römer gebrauchten das Wort „familia" als Bezeichnung für die zum Hause gehörige Dienerschaft. „Wie sollte es einem da beikommen dürfen, diejenigen Hausgenossen auszuschließen, die auf dieses Wort ein uraltes Recht haben?" (Sp. 1866, 17). Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft soll so innig sein, daß beide an einem Tische essen, denn „dieses gemeinsame Essen denke ich mir als ein starkes Band, welches das Gesinde an die Herrschaft knüpft stärker noch als die gemeinsame Arbeit" (Sp. 1866, 18). Getadelt werden von Horn die Herrschaften, die ihre schlechtesten Räume den Dienstboten als Wohnräume anweisen (Sp. 1866, 21). Fleiß und Treue des Gesindes verdienen immer ein Wort des Lobes und der Anerkennung. Wo aber trotz aller guten Beispiele der Herrschaft das Gesinde liederlich und faul ist und bleibt, soll dies ohne Bedenken gerügt werden. Auch dann, wenn die Magd oder der Knecht ihren Herrn verlassen. „Du sollst kein falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten" ist der letzte Spruch, den Horn als Heilmittel gegen die Gesindenot angibt. Einem getreuen Knecht und einer fleißigen Magd

[1]) Vgl. Z. f. k. Pr. II, 395.

gebührt ein gutes Zeugnis. Tadelnswert ist es aber, einem schlechten Dienstboten ein gutes Zeugnis zu geben (Sp. 1866, 22). Das verstößt gegen die Wahrheit (Sp. 1866, 24).

An der Gesindenot sind natürlich nicht allein die Herrschaften schuld. Gute Beispiele, die die Herren ihren Knechten geben, genügen nicht, wenn nicht der ehrliche Wille zur Tat von seiten der Knechte kommt. Die Gebote der Bibel haben für die Knechte dieselbe Bedeutung wie für ihre Herren, deshalb verrät ihnen Horn die gleichen Heilmittel wie den Herren: Bibelsprüche[1]). Der erste lautet: „Lasset Euch dünken, daß Ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen.“ Das ist ein Mittel, das den Knechten „süßer dünken muß, denn Honig und Honigseim, wie es im Psalmbuche heißt“ (Sp. 1867, 3). Ein frommer und getreuer Knecht, meint Horn, wird sich stets seines erhabenen Vorbildes erinnern: Jesus selbst ist gekommen, daß er diene, deshalb schon kann der Beruf eines Knechtes kein niedriger und verachteter sein. „Kann auch derselbe dann noch ein niedriger und verachteter erscheinen, dessen ihr Ursache hättet, euch zu schämen? (Denn nicht wahr, das tun ja doch gar viele unter euch in ihrer Verblendung, und die städtischen, modischen, herrenmäßigen Kleider, in denen sie stolzieren, sollen den ehrlichen Dienstbotenstand verhüllen?“ Muß es euch nicht viel mehr eine Ehre dünken, diesem Stande anzugehören?“ (Sp. 1867, 4). So hart und ernst die Arbeit des Berufes ist, sie bleibt eine gute Schule für das ganze Leben (Sp. 1867, 7). Das zweite Mittel, das Horn angibt, gebietet den Knechten, gehorsam zu sein „den leiblichen Herrn mit Furcht und Zittern“ (Sp. 1867, 9). Mancher spielt oft später deshalb den gerechten Herrn, weil er in seiner Ju-

[1]) Vgl. Sp. 1867, 3 ff.

gend gehorchen gelernt hat (Sp. 1867, 11). Den Gehorsam soll der Knecht auch dann nicht vergessen, wenn sein Herr nicht bei ihm ist; nichts ist schändlicher als Augendienerei, die den Charakter verdirbt (Sp. 1867, 12). Die Macht des bösen Beispiels ist nur zu oft stärker als die des guten. Deshalb sind die Worte: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht“ das dritte Heilmittel, das Horn dem Gesinde verrät (Sp. 1867, 14). Knechte und Mägde sollen behutsam sein in der Wahl ihrer Kameraden: „Was sich einem zuerst und am festesten an die Füße hängt, wenn man draußen geht, ist der Gassendreck!“ (Sp. 1867, 15). Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Wieviel hat die „schöne Gesellschaft“, die im Wirtshause zusammensitzt, auf dem Gewissen! Oft kennt der Knecht nichts „Höheres und Köstlicheres“ als das Wirtshausleben, das Liederlichkeit, Unmut und Unlust zur Arbeit, auch Schulden und Diebstahl nach sich zieht (Sp. 1867, 18). Viel schändlicher ist es aber noch, daß „die Mägde ins Wirtshaus laufen und da, auch wenn keine Tanzmusik ist, die halbe oder die ganze Sonntagnacht janhageln und wirtschaften, daß einem über solche Scham- und Zuchtlosigkeiten die Haare sich sträuben“. Auch von Mägden, die „behangen mit fliegenden Bändern und Haarverzierungen, für die sie vielleicht den achten oder zehnten Teil ihres ganzen Jahreslohnes der Putzmacherin haben geben müssen“, ist Horn kein Freund (Sp. 1867, 19). Ein rechter Knecht wird auch den Lockungen der Verführer nicht folgen, die ihn gegen seine Herrschaft aufhetzen wollen (Sp. 1867, 21). Er wird auch kein Lohnjäger werden, der jedesmal seinen Herrn verläßt, wenn er von einem anderen zwei Taler mehr Lohn bekommen kann (Sp. 1867, 27), denn Horns viertes Mittel lautet: „Es ist aber

ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen“ (Sp. 1867, 23).

„Je mehr wir, liebe Leser und Freunde, uns von unseren alten Sitten, Tracht, Ordnung und Zucht entfernen, desto sicherer wir dem Verderben in die Arme eilen, das eben aus diesem Grunde Tausende zu Bettlern, Auswanderern und Gott weiß zu was noch mehr macht, obgleich es an dem schon genug wäre“ [1]). Um diese Behauptung zu beweisen, erinnert Horn die Leser seines Kalenders „Die Spinnstube“ an die alten Volkstrachten und den Einfluß, den diese auf ihre Träger ausübten oder noch üben. Horn ist zu der Erkenntnis gelangt, daß dort, wo man die alte Tracht bewahrte, es Wohlstand und keine Bettler gebe. Es liege sicher in der Behauptung etwas Wahres, daß derjenige, der sich wie alle kleidet, auch nicht mehr sein will wie alle und auch in der hergebrachten Einfachheit des Lebens und der Bedürfnisse bleibt. „Wer an der alten Tracht hält, der bleibt auch in der hergebrachten Ordnung, Sitte und Zucht, und er behält viel Geld in der Tasche . . .“ (Sp. 1858, 2). Durch die stets wechselnden Moden ist der „Weg zum Bettelstab“ geöffnet. „Und mit dem kommt Schlechtigkeit, Leichtsinn, Sittenlosigkeit und der Strom des Unheils“ (Sp. 1858, 3).

„Das Herrenspielen ist ein heillos Ding für alle Stände, die nicht wirkliche Herren sind“ (Sp. 1860, 1 ff.). Nicht allein will man die alte Tracht aufgeben und der Mode folgen, jeder will auch mehr sein als sein Mitmensch, jeder „will einige Stufen höher hinauf“. Aber es ist nicht der Ehrgeiz, der dazu treibt, es ist die Hoffnung, weniger arbeiten

[1]) Vgl. Sp. 1858, 1.

und sorgen zu müssen, je höher hinauf man steigt. „Der Bauers- und Handwerksmann, Geschäfts- und Bürgersmann meint in der Regel: außerhalb seiner Arbeit gäbe es keine mehr.“ Er glaubt, die andern Menschen arbeiten nichts, weil sie „nicht ackern, pflügen, schustern, schneidern“ und heißt sie Faulenzer[1]). Die „höher hinaus“ wollen, mögen weiter nichts als selber Faulenzer werden und bedenken gar nicht, daß der Müßiggang aller Laster Anfang ist. Stetige Arbeit aber läßt keine Zeit zu unfruchtbaren und schlechten Gedanken. Diese kommen dem Bauersmann in der Winterszeit, wo es wenig für ihn zu tun gibt, gar zu leicht und zu oft (Sp. 1860, 2). Der Herausgeber der „Spinnstube“ ist betrübt, wenn er sich vorstellt, „wie viele im Winter durch Faulenzerei zur Liederlichkeit und Schlechtigkeit kommen und schon als Jünglinge das Fundament legen zum künftigen Lumpen“ (Sp. 1860, 6). Deshalb empfiehlt er ihnen Beschäftigung in der freien Zeit während des Winters. Horn erinnert an die fleißigen Schweizer- und Schwarzwälderbauern, die sich durch die Uhrenfabrikation ein gut Stück Geld verdienen (Sp. 1860, 5). Wenn die Leser des Kalenders „Die Spinnstube“ „ebenso fleißig wären“, „dann bliebe das Geld im Hause“ und sie auch; „dann möchten die Wirtshäuser, diese Teufelsherbergen, leer stehen und der schmarotzende Wirt, der mit Freundlichkeit alle Schlechtigkeiten in seinem Hause duldet, weil es ihm etwas einbringt, könnte auch Besseres tun“ (Sp. 1860, 6).

Sind für den Herausgeber des Kalenders „Die Spinnstube“ die Wirtshäuser, „die Teufelsherbergen“,

[1]) Noch heute ist für den Hunsrücker Bauer „jeder, der nicht Bauernarbeit tut“ ein Faulenzer. Vgl. Z. f. k. Pr. II, 348.

schon ein Notstand, so ist der Branntweingenuß nach seiner Meinung ein Verbrechen, das die Menschheit an sich begeht. „Es ist ein erschrecklicher Wahn, dem viele Menschen besonders im lieben, ehrenwerten Bauernstande noch ergeben sind, als nähre und stärke der Branntwein, weil er uns augenblicklich aufregt“ (Sp. 1862, 6). Der Branntwein ist nicht nur ein Mörder des Leibes, sondern auch der Seele, er untergräbt nicht allein die Gesundheit, sondern auch den Willen des Menschen (Sp. 1862, 3). Er zerstört das Schamgefühl und weckt alle niedrigen Triebe (Sp. 1862, 5). Wie willst du verantworten den Mord an deinen Seelenkräften, deinen Leibeskräften, den Selbstmord, den du begangen durch den Genuß eines Giftes, das dich frühe alt gemacht, dich vor der dir von Gott bestimmten Zeit zum Grabe geführt?“ (Sp. 1862, 7). Weniger eingehend behandelt Horn die Bedeutung des Tischgebetes in der christlichen Familie (Sp. 1861, 1 ff.), auch die Betrachtung über den „christlichen Haussegen“ ist kurz (Sp. 1863, 1 ff.). Eifrig tritt der Herausgeber der Spinnstube für den Vogelschutz ein (Sp. 1865, 1 ff.). Im Jahrgang 1864 warnt Horn die Leser seines Kalenders wieder vor dem häufigen Wirtshausbesuch. Ausführlich verbreitet sich der Verfasser über die Einrichtung der Spinnstuben und die Mißbräuche, die in einzelnen Spinnstuben eingerissen sind (Sp. 1859, 1 ff.). In Horns Heimat sind die Spinnstuben „lauter, fleißig und rechtschaffen“ (Sp. 1859, 4)[1]). Da er sowohl aus dem Elsaß, als auch vom Rhein und der Werra Briefe erhalten hat, in denen über die Mißstände in den Spinnstuben geklagt wird, hält er es für nötig, gegen die in diesen

[1]) Vgl. E. H. Meyer, Badisches Volksleben S. 171 ff.

Spinnstuben eingetretenen Mißstände zu polemisieren. Horns erster Mahnruf gilt den Eltern (Sp. 1859, 5), die verhindern sollen, daß ihre Wohnstuben „zu Kammern der Unzucht werden“ (Sp. 1859, 6) [1]). Gegen jeden, der gegen Ordnung und Sitte verstößt, sollen sie ohne Zaudern vorgehen, auch wenn es Freunde oder Nachbarn sind. Als Mittel zur Besserung empfiehlt Horn die Lektüre „eines Psalms allabendlich und unabänderlich“ (Sp. 1859, 7). Auch aus guten Büchern soll in den Spinnstuben vorgelesen werden (Sp. 1859, 8). Harmlose Fröhlichkeit soll niemand verwehren. „Blicket nur einmal in meine Spinnstube, da leset Ihr auch einmal etwas Heiteres, darüber Ihr lachen müsset“. Niemand wird etwas dagegen haben, wenn ein schönes Volkslied gesungen wird, oder ein Vers aus dem Gesangbuch (Sp. 1859, 9) [2]). Zuletzt warnt Horn vor dem dunklen „Majen“. „Unter dunklen Majen werden die Gesellschaften junger Leute beiderlei Geschlechts, das heißt Buben und Mädchen, verstanden, die ganze Sonntagsabende im Dunkeln beieinandersitzen“ (Sp. 1859, 10). „Nur das Böse sucht die Finsternis, wer ehrlich und fromm ist, meidet das Licht nicht“ und wo man das Erröten nicht sieht, da ists auch keine Schutzwehr gegen die Sünde (Sp. 1859, 11).

In seinen Dorfgeschichten hat W. O. von Horn die Stellung des Bauern zu Ehe und Heirat geschildert und darüber geurteilt. Im 23. Jahrgang des Kalenders „Die Spinnstube“ widmet Horn dem gleichen Problem ohne irgend welche Beziehungen zu einem besonderen Stande eine längere Betrachtung. Dieser Betrachtung legt er „etwas Festes und leicht Behaltbares“ zu Grunde (Sp. 1868, 3): einige Sprüch-

[1]) Vgl. Z. f. k. Pr. IV, 413.
[2]) Vgl. Z. f. k. Pr. IV, 413.

wörter, die der Herausgeber des Kalenders mit Beispielen „aus eigener Erfahrung und Anschauung“ belegt (Sp. 1868, 4)[1]. Für das Sprichwort:

Des Menschen Freien
Sein Verderben oder Gedeihen

(Sp. 1868, 3) bringt Horn zwei Beispiele, die zeigen sollen, wie aus des Menschen Freien Glück oder Unglück entsteht. Bei der Frömmigkeit Horns hängt nicht allein irdisches Glück, „sondern auch Verderben oder Gedeihen im ewigen Leben“ vom Freien ab (Sp. 1868, 11). Weil das Freien ein so „hochwichtiges Ding ist“, gilt es für jeden, die anderen Sprichwörter „recht zu beherzigen“:

Erst besinns, dann beginns;
Erst wägs, dann wags!

Das Elend, „welches durch leichtsinniges Freien schon entstanden ist“, ist nicht zu ermessen (Sp. 1868, 13), deshalb darf keiner „mit gleichen Füßen in den Ehestand hineinspringen“ (Sp. 1868, 13). Jeder soll sich prüfen, ob er mit gutem Gewissen wagen darf, einen Hausstand zu gründen und ob er im Stande ist, seine Familie zu ernähren (Sp. 1868, 14). Die Obrigkeit, fordert Horn, soll jeden, der heiraten will, darauf prüfen; es war besser, als früher weltliche und geistliche Obrigkeit von den Verlobten das sogenannte „Brautexamen“ verlangte, als Nachweis, daß sie im Stande seien, ein Hauswesen zu führen und zu erhalten. Grundbedingung für den Ehestand ist die Gesundheit der Ehegatten, es ist ein Jammer, wenn man „hinter dem Brautzug schon den Leichenzug zu sehen meint, hinter der Hochzeitsfreude das Witwenleid“ (Sp. 1868, 15). Gefährlich sind die Heiraten, die nichts anderes als Rechenexempel sind, die Geldheiraten. Von solchen Heiraten

[1]) Vgl. Sp. 1868, 8.

sagt das Sprichwort, „die Weisheit auf der Gasse“: „Die Geldheiraten hat alle der Teufel gekuppelt“ (Sp. 1868, 17). Zu solchen Heiraten sollen die Eltern nicht die Handlanger des Teufels werden, und der welcher heiraten will, soll sich durch Liebe zum Geld nicht blenden lassen (Sp. 1868, 20), denn in solchem Falle sagt das Sprichwort:

Geld macht nicht reich,
Es sei denn reich das Herz zugleich!

(Sp. 1868, 21). Viele, meint Horn, lassen sich durch äußeren Glanz bestricken und bedenken nicht, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Mancher hat die Wahrheit des Sprichwortes:

Nach den Flitterwochen
Kommen die Zitterwochen

erfahren müssen (Sp. 1868, 43). Sehr aufgebracht ist Horn gegen die „Ehestandskandidaten“, die durch das Zeitungs-Bureau sich eine Lebensgefährtin suchen. „Pfui, der Schande, wenn man liest, wie solche Gesuche nicht etwa bloß von Männern ausgehen, sondern sogar auch von Mädchen oder Witwen! Heißt das nicht die Scham- und Ehrlosigkeit auf die höchste Spitze treiben“? (Sp. 1868, 25). Geradeso empört ist der Verfasser des Kalenders „Die Spinnstube“ über die Freiersmänner, die nur um zu verdienen jede Ehe zusammenkuppeln. Aus langjähriger Erfahrung weiß Horn, welch ein „Krebsschaden“ die gewerbsmäßigen Freiersmänner vor allem für die Landbevölkerung sind (Sp. 1868, 27)[1]. Vater und Mutter sind die rechten Freiersleute, denn „der Elternsegen baut den Kindern Häuser . . .“ (Sp. 1868, 28). Horn verwirft die heimlichen und schnellen Verlobungen. Eltern sollen ihre Kinder nicht zu

[1]) Vgl. Z. f. k. Pr. II, 345 ff.

einer Heirat zwingen, wenn bei ihnen keine Neigung dazu vorhanden ist, denn:

Gezwungene Ehe
Bringt Herzenswehe

(Sp. 1868, 29). Es gibt auch Fälle, wo es die Elternpflicht erheischt, die Pläne ihrer Kinder zu durchkreuzen, denn Tränen, die vor der Ehe fließen, sind nicht so bitter wie die, die in der Ehe vergossen werden (Sp. 1868, 31).

Wenn auch Horn absichtlich in seinem Kalender „Die Spinnstube" „kein breites Gerede über Krieg und Frieden, über Staatsverfassung und was dazu gehört und nicht dazu gehört" machen will (Sp. 1850, 2)[1]), so läßt sich in den kurzen Eingangsworten der Jahrgänge 1850 und 1851 die politische Note nicht verkennen. Horn bittet Gott, daß er unser teures, deutsches Vaterland schirme, schütze und segne, daß er unser vielfach zerrissenes, deutsches Volk einig und groß mache; daß er unsere Fürsten erleuchte und heilige; daß er unsere ratenden und ordnenden Versammlungen regiere" (Sp. 1850, 4). Den Umstürzlern und Revolutionären ist Horn feind. Er wünscht, daß die Vorgänge, wie sie 1848 häufig waren, nicht wiederkehren. „Ist's noch nicht genug, daß freche Buben das Heilige entweihen, Recht und Sitte beschimpfen und niemand mehr gehorchen wollen als — sich selbst?" (Sp. 1851, 2). Wenn wir nur rechte Christen sind, wird alles besser werden. „Wird's uns damit wieder ernst, dann steh' ich euch dafür, auch die Narren, die nicht wissen, was sie wollen, schämen sich und werden wieder gescheit" (Sp. 1851, 3).

Der Kalender „Die Spinnstube" soll nicht allein

[1]) . . . „Nur Politika lassen Sie mir aus dem Spiel. Hol sie der Teufel". (Brief Horns an seinen Freund Heuberger.)

belehren, sondern auch unterhalten[1]). Indem der Kalender seinen Leser unterhält, bietet er ihm gleichzeitig eine moralische Unterweisung. Besonders am Ende einer Erzählung tritt die moralische Tendenz offen oder versteckt hervor[2]). Die Erzählungen, die gleichzeitig moralisch wirken sollen, sind sehr häufig „Ich"-Erzählungen; sie werden fast immer dem alten Schmiedjakob in den Mund gelegt[3]). Wenn alle seine Bekannten in der Spinnstube versammelt sind, beginnt er von Erlebnissen früherer Zeit zu erzählen. Er berichtet aus den Tagen seines Wanderlebens, von der Franzosenherrschaft und vom Hunsrücker Volksleben. „Man kommt nicht in der Welt herum, ohne etwas mit heimzubringen, sagte der alte Schmiedjakob, als er gemütlich am Abende in seinem Lehnstuhle am Ofen saß und die alten Freunde auf den Bänken, die Frauen und Mädchen aber um die

---

[1]) Sp. 1846, 2 ff.

[2]) Vgl. Sp. 1846/2, 13, 15, 18, 34, 38, 42, 89, 108, 118, 158, 177, 186; Sp. 1847/67, 85, 96, 148, 188, 198, 217, 221, 232; Sp. 1848/108, 124, 126, 141, 144, 194; Sp. 1849/7, 54, 124, 180; Sp. 1850/114, 141, 159, 172; Sp. 1851/82, 104, 113, 121, 132, 156, 174, 176, 188; Sp. 1852/50, 55, 68, 88, 98, 115, 117, 125, 185, 196, 200; Sp. 1853/9, 41, 50, 54, 65, 75, 90, 106, 117; Sp. 1854/171; Sp. 1855/7, 99, 155, 163, 179; Sp. 1856/156; Sp. 1857/117, 119, 113, 210; Sp. 1858/84, 153; Sp. 1859/98 ff.; Sp. 1860/71; Sp. 1861/127; Sp. 1862/82, 102; Sp. 1863/146; Sp. 1864/8, 147; Sp. 1865/17, 79, 87; Sp. 1866/80, 107; Sp. 1867/180; Sp. 1868/127, 181; Sp. 1869/155; Sp. 1870/166.

[3]) Vgl. Sp. 1848/41, 52, 126; Sp. 1849/37, 95, 182; Sp. 1850/117, 181; 1851/46, 142; Sp. 1852/13, 61; Sp. 1853/9, 118; Sp. 1854/69, 126, 143; Sp. 1855/10, 137, 155; Sp. 1856/11, 30, 43, 109, 126; Sp. 1857/12, 120, 133, 182; Sp. 1858/10, 88, 205; Sp. 1859/16, 104, 120, 149; Sp. 1860/9; Sp. 1861/86, 145; Sp. 1862/12, 106, 145; Sp. 1863/9, 107: Sp. 1964/9; Sp. 1865/17, 105; Sp. 1866/82, 124; Sp. 1867/33; Sp. 1868/37; Sp. 1868/17, 141; Sp. 1870/32.

Hängeampel; und wer die letzten sechszig Jahre mitgelebt hat, wie ich, der kann wohl aus seinem Schatze Altes und Neues hervorholen, wie der Gevatter gesagt hat, als er mich eben zum Erzählen aufforderte. Tue es auch gerne, weil ich solche Geschichten noch einmal in Gedanken mitlebe" (Sp. 1863, 9). Mit solchen Eingangsworten beginnen viele der Geschichten, die Schmiedjakob erzählt. Sie sind gewöhnlich in mehrere Kapitel eingeteilt, oft so, daß Schmiedjakob mehrere Abende immer ein neues Kapitel erzählt. „Früh am anderen Abend saßen die treuen Freunde um den alten Mann, der heiter von den Dingen des Bauernstandes, namentlich von dem Preise der Früchte und dergleichen mit ihnen redete. „Cumper", hob endlich der Gevatter an, vergesset Euere Red nicht... „Sei nur stille!" rief der Alte und hob dann zu erzählen an" (Sp. 1863, 18)[1]). Zur Unterhaltung der Leser dienen außer den Erzählungen häufig Rätsel, alle in die Form eines Gedichtes eingekleidet. Bei der Auflösung der Rätsel, die Horn gibt, vergißt er nicht mit der Lösung zu verflechten, was er der Moral und der ganzen Tendenz des Kalenders schuldig zu sein glaubt. „Da dacht ich an den Reif, der die Blätter im Herbste abfallen macht; an den Reif, der Fässer und Eimer zusammen hält (die christliche Liebe ist auch so ein Reif, ein unsichtbarer aber, der die Menschen zusammen halten soll!), und an die Reife der Früchte. Item, wir sind auch so eine Frucht, die für den Himmel reifen soll. Wie steht's? Das Abfallen ist der Tod. Bedenk's, er ist Dir vielleicht näher als Du meinest. Bist du reif? O, wie viel fehlt! Hol's

[1]) Vgl. Sp. 1853/14, 23; Sp. 1854/126; Sp. 1856/30, 44; Sp. 1859/25; Sp. 1860/53; Sp. 1861/111, 122; Sp. 1863/46, 70, 76, 90; Sp. 1865/48; Sp. 1866/105; Sp. 1867/54, 90, 104.

schnell ein. Noch ist Zeit dazu. Wie lange? — Das weiß nur der, der Deine Tage gezählt hat!“ (Sp. 1852, 8).

Noch deutlicher tritt die belehrende und moralische Tendenz des Kalenders „Die Spinnstube“ in Horns Betrachtungen über bekannte Sprichwörter, „altes Gold“ nennt er sie, hervor. „Man braucht des alten Goldes gar viel in der Haushaltung, und ich wollt wünschen, manche Hausfrau beachtete die kleinen Stücklein, die ich hier darbiete. Aufgepaßt! Trocken Brot macht Backen rot, sagte meine selige Mutter, wenn ich als naschiger Bub etwas darauf oder dazu haben wollte, etwa Honig oder Butter oder Käse. Ich aß es nun mit Behagen“. (Sp. 1853, 65 ff.). Nicht allein, daß in den „köstlichen Sprichwörtern“ Lebensweisheit enthalten ist, erkennt Horn, sondern, und darauf legt er besonderen Wert, daß auch Gottes Wort sich in ihnen spiegelt. „Als ich so in das Kästlein hineinblickte, wo ich den Reichtum des „alten Goldes“ liegen habe, um davon zu nehmen für die diesjährige Spinnstube, dachte ich: Es ist doch wunderbar mit den Sprichwörtern unseres lieben deutschen Volkes! Wenn man sie genau drauf ansieht, so spiegelt sich das lautere Wort Gottes oder doch seine Frucht und Erfahrung darin“ (Sp. 1854, 58 ff.)[1]). Auf die Frage, die Horn im 25. Jahrgang seines Kalenders stellt: „Wird das Büchlein denn auch Leser finden, welche es mit Liebe und Nachsicht aufnehmen? Wird es ihm gelingen, sich da einzubürgern, wohin sein Titel es weisen möchte: in die traulichen Spinnstuben der Winterabende und an die Herzen der schlichten, einfachen Menschen, welche sich da zusammenfinden zu fleißiger Arbeit

[1]) Vgl. Kapitel VI.

und gemütlicher Unterhaltung? Wird in ihm die Sprache getroffen sein?“ (Sp. 1870, 2) geben zum Teil mehrere Zuschriften an ihn Antwort. Der Kalender, der jährlich in 22000 Exemplaren gedruckt wurde, war nicht nur in Horns Heimat verbreitet[1]). „Sie glauben gar nicht, was mir dieses Büchlein schon genützt hat in dieser vom Laster der Ausschweifungen so schwer heimgesuchten Stadt“, schreibt ein in Paris wohnender Rheinbayer im Jahre 1850 an den Verfasser, und ein Deutscher aus Washington schreibt zehn Jahre später an Horn: „Es verlangt mich doch, Ihnen meine Hand zu reichen und zugleich meinen herzlichen Dank auszudrücken für das Gute, welches Sie mit Ihrer Schrift bezweckt haben... Ich darf hoffen, daß ich noch manches Legat von Ihnen erhalte, das nicht mit Gold aufgewogen werden kann: ich meine Ihre Spinnstube Maje und die anderen Erzählungen“. Nach Horns Tode wurde die Spinnstube von seinem Sohne Hugo Oertel im Verein mit anderen Schriftstellern herausgegeben. Bis zum Jahre 1870 erschienen die noch von Horn selbst verfaßten Bände.

In dem angeführten Briefe eines Deutschen aus Washington an Horn wird auch der „Maje“ Erwähnung getan. Wie der Kalender „Die Spinnstube“ ein Volkskalender, so war sie eine Volkszeitschrift[2]). Ihre Lebensdauer war erheblich kürzer als die der Spinnstube: es erschienen von ihr acht Bände von 1858—1865. Daß sie als Ergänzung zur Spinnstube gedacht war, ergibt sich aus der Vorrede, einem „offenen Brieflein“ an alle, welche der „Maje“ Haus und Herz öffnen wollen...“ „Ihr

[1]) Vgl. H. F. 115.

[2]) „Die Maje, ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande“. (Wiesbaden, Julius Niedner, Verlagshandlung.)

wisset alle, was Maje heißt, nämlich Freude, Wonne, gesellige, reine Freude, und da, wo meine Wiege stand, wo der Rhein seine grünlichen Wogen zum Meere hinabwälzt, wo Mosel, Main und Neckar sich in seine Fluten mischen, ist der Name für gesellige Zusammenkünfte zu traulicher Unterhaltung wohl bekannt [1]). Majengehen ist eine Freude und Erholung für uns. Was die „Maje“ will? Nun, im Worte, im Namen liegts schon. In die „Majen“, in die traulichen Freundeskreise am warmen Ofen, unter der Linde, im kühlen Schatten des Birnbaums oder des Weinstocks im Garten, an Sonntagnachmittagen oder Winterabenden will sie Liebes, Schönes und Gutes bringen... Unterhaltung in frischer, frommer, gemütlicher Art für Alt und Jung“ [2]). Das Volksblatt „Die Maje“ enthält ernste und heitere Erzählungen, daneben finden sich zahlreiche Aufsätze aus dem Gebiete des Pflanzen- und Tierlebens, der Länder- und Völkerkunde [3]). Auffällig wenig ist, wie auch in der „Spinnstube“, die Poesie vertreten. Irgendwelche neue Gesichtspunkte lassen sich aus der „Maje“ für diese Arbeit in keiner Hinsicht gewinnen.

---

[1]) Vgl. Z. f. k. Pr. V. 307.
[2]) Vgl. „Die Maje“, Band I, 1 ff.
[3]) Vgl. H. F. 143 ff.

V. Die sozialen Schriften W. O. von Horns.

Um den Geist, der in den sozialen Schriften W. O. von Horns die Handlung beherrscht, verstehen und würdigen zu können, muß an die Tendenz der Frömmigkeit, an das immer wiederkehrende Lob der christlichen Moral gedacht werden, die sich durch alle Schriften des Erzählers ziehen. Horns Erzählungen insgesamt sollen vor allem zwei Aufgaben erfüllen: sie sollen nicht nur unterhalten, sondern — wenn dies auch nur versteckt hervortritt — auch sittlich bessernd wirken. Damit erfüllen Horns Werke eine Forderung, die Auerbach für jede Volksschrift aufstellt: „Die Volksschrift muß mehr wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Tun sein und zum Tun hinführen“[1]). Zur sittlichen und moralischen Besserung kennt Horn kein besseres Mittel als die Lehren der Bibel. Manchmal reicht die Bibel als Richtschnur der Lebensführung nicht aus, dann muß „der Heidelberger Katechismus“[2]) noch daneben in den Dienst der guten Sache treten. — Die Eltern Weierichs haben die Macht über ihren Sohn deshalb verloren, weil sie „vergaßen, was im Heidelberger Katechismus steht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will“ (IX, 285)[3]). — Der Schreiner-

[1]) Vgl. Auerbach, Schrift und Volk S. 268.
[2]) Vgl. Zeitschrift für kirchliche Praxis V, 397.
[3]) Vgl. IX, 290.

meister März in Simmern belügt seine Kunden nie, denn „ein Lügner ist ein abscheulicher Mensch, und der Heidelberger Katechismus erklärt die Lügen als eigene Werke des Teufels“ (K. 35). — Es liegt ein „heller, blauer Himmel“ über dem, der glaubt, er sei Christi Eigentum, „was der Heidelberger Katechismus in seiner ersten Frage als den einzigen Trost im Leben und im Sterben aufstellt“ (H. i. H. 226). Selbstverständlich wird häufiger auf die Bibel als Born alles Glaubens und Trostes hingewiesen. Horn tut es in ganz patriarchalischer Art, gleichsam als stände er auf der Dorfkanzel[1]). „Lest mal nach, was der heilige Apostel Paulus in dem Brief an die Epheser am sechsten, Vers zehn und siebzehn schreibt“ (XI, 49). — Die Erinnerung an ein Bibelwort führt wieder auf den Weg der Pflicht und hält Wankelmütige davon ab, ihn zu verlassen (I, 341; V, 184, 295; IX, 319, 320; XI, 72, 75; XII, 166). Festhalten an Gottes Wort bewirkt Ergebenheit unter Gottes Fügung (V, 174; XII, 168, 176; XIII, 39). In Not und Bedrängnis richtet man ein Gebet an Gott (II, 315; III, 193; IV, 31; V, 219; IX, 38, 40, 56, 75; XII, 167, 173, 193) und vergißt ihn auch in Glück und Freude nicht (VIII, 21; IX, 262; XII, 167, 190)[2]). Wenn die heilige Schrift für Horn ein so wichtiger Faktor ist, ist es natürlich, daß die Personen der Hornschen Erzählungen eifrig in ihr lesen. „Als Wertheimer eintrat, saß Fehringer an seiner Bibel; denn es war an einem Sonntagmittage“ (XII, 166). — Auch den rothen Baltes fand man Sonntags mittags immer vor seiner „Baseler Bibel, darin er den Text las. Seine Frau hatte das Gesangbuch“ (IV, 25)[3]). — Als der Kantor zu Meister März kommt, findet er

[1]) Vgl. IV, 247.

[2]) Vgl. VIII, 20; XI, 291, 347.

[3]) Vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 202 ff.

ihn „an der Bibel“ (K. 36). — Gottfried tritt mit Meister Winkel in die Stube. „Auf dem Tische lag die aufgeschlagene Bibel, die es kundgab, was Lorchen in der Stille des Sonntagsmittags getan hatte“ (H. i. H. 53)[1]).

Wenn Frömmigkeit und Bibelglaube in den „gesammelten Erzählungen“ W. O. von Horns solche wichtige Rolle spielen, ist es folgerichtig und verständlich, wenn er soziale Fragen durch die Lehren des Christentums zu lösen versucht. Vorwiegend in den drei gesondert von den Erzählungen erschienenen Schriften „Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstand und für ihn erzählt“, „Lehrgeld oder Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande“ und „Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten“ wird die soziale Frage und ihre Lösung zum Problem der Erzählungen erhoben. Daß sich Horn mit diesen Schriften an den Handwerkerstand richtet, seine Lage heben will und mit diesen Werken beitragen will, wichtige soziale Fragen zu lösen, ist verständlich: Horn lebt im vorindustriellen Zeitalter, der moderne Arbeiter ist ihm unbekannt, Fabriken sind noch seltene Einrichtungen. Sofern der gemeine Mann nicht dem Bauernstand allein angehört, ist er vor allem Handwerker. Im Zeitalter der Zünfte ist das Verhältnis zwischen Meister und Geselle und Lehrbub ein patriarchalisches (K. 35, 179)[2]), wie die Eltern zu ihren Kindern, so betrachtet sich der Meister als von Gott eingesetzte Person, der die Pflicht obliegt, für das geistige und leibliche Wohl von Geselle und Lehrling zu sorgen (K. 45, 56; M. C. 17, 53).

Die Lehren der Bibel, die Horn als Richtschnur für alle Menschen und alle Lebenslagen preist, sollen auch für den Handwerker in Betracht

[1]) Vgl. K. 71.

[2]) Vgl. M. C. 52, ff.

kommen. Wenn die Handwerker sich nach diesen Lehren richten, wird ihr Handwerk goldenen Boden haben und keiner Not leiden (K. 35 ff., 44 ff., 163, 179; M. C. 15, 27, 38, 73, 105), wer nicht den Lehren des Christentums folgt, hat kein Glück als Mensch und keinen Erfolg im Gewerbe (K. 87, 100, 101; M. C. 6, 98, 101, 129). Daß der Handwerker, der sich nach den Lehren des Christentums richtet, gut fährt, ist für den Pfarrer Horn eine selbstverständliche Sache (H. i. H. 16, 54, 166, 169; K. 160; M. C. 13, 100, 101). Der Verfasser der sozialen Schriften, der die Schäden des Handwerkerstandes aufdeckt, muß auch Mittel zur Besserung angeben: die Lehren des Christentums. Gerade den Handwerksburschen werden sie anempfohlen. Conrads Vater legt ihm ans Herz, nicht zu betteln, zu „fechten", kein „Stromer zu werden", denn: „Bei allem, was du tust, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr übeles thun" (M. C. 64)[1]. Verschiedentlich wird vor den Herbergen, „den Lasterhöhlen", gewarnt, und den Herbergsvätern, den „Blutsaugern" (K. 67, 68; M. C. 73, 104, 115); eindringlich abgeraten wird von dem verderblichen Genuß des Branntweins (K. 9, 68)[2]. Bescheiden soll der Handwerksmann immer sein (K. 45, 134; M. C. 135, 147). Schlechte Bücher, „Rittergeschichten und dergleichen" soll der Handwerker nicht lesen (K. 100), auch keine „Liebesgeschichten und der Art Bücher, die sie Romane heißen" (M. C. 131). Die Bibel ist dagegen ein Buch, das man nie genug lesen kann, wenn auch viele sagen: „Das paßt ja nicht mehr für uns! Wir sind zu gebildet" (M. C. 131)[3].

[1]) Vgl. M. C. 67, 68; H. i. H. 82, 83.
[2]) Vgl. Sp. 1862, 2 ff.
[3]) Vgl. K. 87, 88.

Schon in den „gesammelten Erzählungen“ wird das soziale Problem verschiedentlich gestreift (VII, 145, 171; IX, 31, 49, 62; XIII, 234); die drei sozialen Schriften „Franz Kerndörfer“, „Meister Konrad“ und „Hand in Hand“ behandeln es noch eingehender. Dies gilt besonders für die Erzählungen „Hand in Hand“. „Erstlich habe ich ein Büchlein geschrieben, das in Stuttgart gedruckt wird. Es hat den Zweck, auszusöhnen zwischen Arm und Reich und stellt die Liebe Christi als das Mittel dar, alle Abstände auszugleichen. Sein Titel ist: Hand in Hand und das zeigt eben schon, daß es nicht bloß nach oben, sondern auch nach unten blickt[1])“. Die Liebe Christi also ist das Mittel, das zur Besserung beitragen soll. Es zeigt sich aber öfter, daß es nicht immer eine durchgreifende Wirkung hat, weil es sie garnicht haben kann und Horn ist sich dessen selbst bewußt. „Was mein ‚Hand in Hand‘ betrifft, so hat es mir nie in den Sinn kommen wollen, dadurch und überhaupt die soziale Frage zu erledigen und abzutun. Das vielleicht hab ich gehofft, daß es den Weg bahnen helfe, daß die Welt erkenne, daß die Christi- und Christenliebe das alleinige Mittel zur endlichen Lösung sei“[2]).

Die französische Revolution hatte zum ersten Male offensichtlich die Gegensätze zwischen Arm und Reich vielen zum Bewußtsein gebracht. Schnell breiteten sich die Ideen, die zu ihr geführt hatten, weiter aus. Sie kamen den Wünschen der Masse entgegen und je bekannter sie wurden, umso mehr verloren sie das tiefergehende sittliche Gepräge. Aus dem sittlichen Problem wurde ein wirtschaft-

[1]) Brief Horns an seinen Freund, Landrat Heuberger in St. Goar, vom 25. 1. 1852.

[2]) Horn an Heuberger (15. 12. 1852).

liches. Es geht der Menge nicht darum, mit der Verwirklichung der ursprünglich hohen Ideale das Volk in seiner Gesamtheit zu heben, sondern die „völlig unnatürliche Verteilung“ aufzuheben (M. C. 110)[1]), der Hände Arbeit zu mindern (M. C. 111), Fehler von sich auf andere oder auf die schlechte Regierung zu schieben (H. i. H. 43, 67; K. 149). Einem rechten Christen, so meint Horn, wird nie der Gedanke in den Sinn kommen, ein Umstürzler zu werden. Weil die Gewerbefreiheit mit dazu beigetragen hat, sozialistische und kommunistische Ideen zu verbreiten, wird sie von Horn bekämpft. Sie ist „eine wahre Lumpenfabrik im Großen“ (M. C. 129). Warum soll man über bestehende Zustände ungehalten sein, wenn doch das Christentum für sie ist? — Gott selbst gab den Beruf, zu wirken für alle (M. C. 68). — Konrad ist zuerst zu verblendet, als daß er einsieht, „daß solche Dinge (— die neuen Ideen —) sich wohl ganz gut anhören lassen, daß sie aber in Wirklichkeit unausführbar seien, und daß sie endlich dem Worte Gottes, als dem Rechte des Einzelnen, wahrhaft Hohn sprächen“ (M. C. 111). Konrads Vater weist ihn auf das Wort Gottes hin, das besage, Reiche und Arme müssten unter einander sein, weil der Herr sie alle gemacht habe, er erinnert an Jesus' und Paulus' Ansichten über reich und arm (M. C. 117). Als Gottfried den alten Winkel daran erinnert, daß er glaubt, er verdiene mehr als er Lohn erhält, antwortet ihm der fromme Mann, er glaube einfach, er erhalte wirklich den gerechten Lohn. Winkel wäre auch zufrieden, wenn er weniger bekäme, weil er an ein Bibelwort denkt, das sagt, daß wir dennoch unnütze Knechte bleiben, wenn

[1]) Vgl. H. i. H. 32, 33.

wir auch glauben, alles getan zu haben (H. i. H. 41)[1]. — Alle diejenigen aber, die an den neuen Ideen Gefallen finden, sind nach Horns Auffassung weiter nichts als der Abschaum der Menschheit. Das wird der frühere Communist Gottfried gewahr, der als Fabrikherr das Jahr 1848 erlebt. (H. i. H. 67 ff.). Meister Winkel macht Gottfried darauf aufmerksam, daß die Grundsätze „aller Diebe, Räuber und Spitzbuben" sozialistisch sind (H. i. H. 45). — Konrad erfährt diese Wahrheit am eigenen Leibe (M. C. 112), Doktor Berthollet hätte ihm nicht mehr zu sagen brauchen, daß die, welche das Teilen mit den Reichen im Schilde führen, gefährliche Räuber, „der Auswurf der Menschen", sind (M. C. 116). Nicht genug kann Horn in seinen sozialen Schriften vor dem Heimatlande der umstürzlerischen Ideen und seinen Bewohnern, Frankreich, warnen. Hätte Konrad nicht die schützende Wehr des Christentums getragen, er wäre schutzlos gewesen gegen die Gefahren, „denen so viele deutsche Jünglinge in dem sittenlosen Frankreich erliegen" (M. C. 105). Die Franzosen sind es, die die ganze Weltordnung umkehren (M. C. 134), deshalb beschwört Horn alle Väter und Mütter, ihre Söhne nicht nach Frankreich auf die Wanderschaft ziehen zu lassen, wo jene „unselige Communistengedanken" in ihnen befestigt werden (M. C. 151[2]). — Der Kantor weiß zu genau, was von den Franzosen, „den Pfalzvergiftern", zu erwarten ist, die ihren König hinmordeten und Papier statt Geld gaben (K. 139 ff.)[3]. Franz Kerndörfer pflichtet dem Kantor bei (K. 133).

---

[1]) Vgl. H. i H. 38 ff., 47, 5150.

[2]) Vgl. H. i. H. 201.

[3]) Vgl. Z. f. k. Pr. II, 396.

VI. Technik.

Soll eine Erzählung wahrhaft volkstümlich sein, so muß sich zu den volkstümlichen Elementen des Inhalts und der Tendenz das der Form gesellen. Deshalb ist es das nächstliegende, festzustellen, ob und wie weit sich auch der Volksschriftsteller in der äußeren Form, die er seinen Werken gibt, erkennen läßt. Wer für das Volk schreiben will, muß selbst aus dem Volksleben herausgewachsen sein und seine Innerlichkeit erfaßt haben[1]). Dessen war sich auch Horn bewußt und er verleiht dem mehr als einmal in seinen Erzählungen Ausdruck. Ihm ist der Verkehr mit dem Volke sogar in einer Beziehung Selbstzweck. „Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O wieviel Tüchtiges und Treffliches umschließt das tiefe Gemüt des Volkes! Wieviel Poesie liegt da verborgen? Aber unsere Touristen (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, sich zu verunehren, wenn sie sich mit dem Volke einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben, frischen Ausdruck und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pfleg es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten; ich gehe teilnehmend in ihr Weh und ihre Last, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe

[1]) Vgl. Auerbach, Schrift und Volk S. 36.

ihren Erzählungen gerne mein Ohr und selten geh ich ohne reichen Lohn von dannen“ (I, 8 ff.)[1]) Diese Worte sind ein Fingerzeig für die Beurteilung der Technik des Erzählers. Das Volksleben mit seiner ungeschminkten Wirklichkeit ist die Quelle für Horns Erzählungen. Vielen seiner Erzählungen liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde[2]). In einem Briefe schreibt Horn selbst, daß es für einen Schriftsteller garnicht nötig sei, erst die Begebenheiten seiner Erzählungen und Schilderungen selbst zu erfinden, sondern daß er nur in den vollen reichen Schatz des Volkslebens hineingreifen dürfe, um sofort den Vorwurf für seine Arbeit zu finden[3]). Horn hat diese Quelle sehr reichlich benutzt. In der Erzählung „Das Mailehen“ erzählt ein alter Mann aus dem Volke dem Erzähler, der sich auf einer Wanderung befindet, eine „Volksgeschichte“, die der Verfasser so wiedergibt, wie sie ihm mitgeteilt wurde (I, 13). — In der Erzählung „Eine rheinische Schmugglergeschichte“ versichert der Erzähler, daß er viele Jahre dies Treiben (— das Schmuggeln —) mit angesehen „und die Geschichte erlebt hat, die er erzählt“, aber eben weil sie Tatsache, nennt Horn die auftretenden Personen „nicht bei ihrem rechten, sondern nur etwa bei ihren Taufnamen oder den Nachnamen“[4]), die dort „nach einer fatalen Ortssitte“ fast jeder trägt (I, 291), was ja auch heute noch

[1]) Vgl, II, 4 und IX, 6 ff.

[2]) Auch in seinem Kalender „Die Spinnstube“ verwendet Horn am liebsten die wahren Begebenheiten. „Von allen Geschichten und Anekdoten, die ich in der Spinnstube bringe, sind mir die am liebsten, von denen ich mit Gewißheit sagen kann, sie sind da und da geschehen und wenn ich auch die Namen dazu nennen darf“ (Sp. 1853, 54).

[3]) H. F. 112.

[4]) Vgl. I. 88.

in jedem Hunsrückdorf der Fall ist. — „Ohne poetische Schmincke, die hier, wo es einfache Wahrheit gilt, nichts taugt" gibt der Erzähler die Geschichte „Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden" wieder (III, 1). — In der Erzählung „Zunderbuchs" gibt Horn die Schilderung des alten Schullehrers getreu wieder" (VI, 224). „Mit gewissenhafter Treue, wie sie von seiner (— des Oheims —) schönen festen Hand niedergeschrieben worden ist" (XI, 341), übergibt der Erzähler die Geschichte „Was mir einmal der Totengräber erzählte" der Nachwelt. Den Mann, von dem Kniep erzählt, „kennen alle, die den Hunsrücken kennen" (XIII, 232)[1]. In der Erzählung „Die Nußdorfer" weist Horn ausdrücklich darauf hin, daß er wiedergibt, was er vorfand. „Ich gebe die Zustände wie sie waren; ihr Lobredner bin ich nicht"! (V, 157). — Der Amtmann in der Erzählung „Das Original" „erzählte gut und blieb, was hier viel wert ist, bei der Wahrheit" (III, 157). — Diese Beispiele sind nicht die einzigen, die für die Volkstümlichkeit der Hornschen Darstellungskunst sprechen. Der Verfasser sucht seinen Stoff dadurch populär zu gestalten, daß er in eigener Person — wie aus den angeführten Beispielen ersichtlich ist — die Quelle seiner Erzählung angibt und ihre Wahrheit bezeugt[2]. Daneben tritt häufig der Fall ein, daß ein Gewährsmann Horn die Stoffe zu seinen Erzählungen mitteilt. Als Gewährsmänner gibt Horn durchweg alte Männer und Greise an. Der Schmied, der dem Verfasser seine Geschichte „Aus der Schmiede". Eine „rheinische Dorfgeschichte" erzählte, „ein Junggeselle von 70 Jahren", wußte überhaupt „viele Mährlein und Geschichten, die er eben

[1]) Vgl. IV, 22.

[2]) Vgl. I, 13; I, 291; III, 1; VI, 224; V, 157; XI, 341.

auch vortrefflich vortrug". Davon war Horn, wie er gesteht, „ein Extrafreund" (I, 323). Ein anderer Gewährsmann Horns ist „ein alter, viel belesener Schneidermeister, der, des Knaben absonderlicher Freund und Gönner, ihm die Geschichten der Geschlechter vorführte mit einer Genauigkeit und Kunst der Darstellung, daß er wie bezaubert am Sorgenstuhle des Siebzigjährigen saß und horchte und erfragte" (III, 200). Dem „Spießmann" in der Erzählung „Die Elser" hat es der Verfasser „gleich angesehen, daß in seinem Kopf eine Menge Geschichten stecken". Darum sucht Horn ihn „heimlich zu machen" (IV, 168). Auch dieser Gewährsmann war ein hübscher Greis. Es lag der Schnee der Jahre auf seinem Haupt" (IV, 167). — „Ein alter, aber noch rüstiger Mann" liefert Horn den Stoff zur Erzählung „Das Mailehen" (I, 8)[1]: — Der Oberamtmann, der die Geschichte „Das Original" erzählt, ist ein alter Herr, der seine Bemerkungen mit Beispielen belegt (III, 157). — Der Flurschütz, der die „Geschichte von den zwei Müllerskindern" zu berichten weiß, ist ein dreiundsiebzigjähriger Greis, der „das Amt in der Gemeinde schon mehr als fünfzig Jahre hindurch verwaltet" (IX, 7). — Die Sage „Der Schatz im Turme der Vögte von Hunoldstein" erzählt ein Greis aus dem Dorfe Merxheim Horn im Herbste 1843 auf einer Wanderung durch das Nahetal (XI, 244). Kniep, der die Geschichte „Eine Nacht in der Holzhauerhütte" erzählt, „war ein Greis von etwa 70 Jahren" (XIII, 230)[2]. — Die Neigung, mit alten Leuten zu verkehren und ihren Erzählungen zu lauschen, hatte Horn schon als Kind. In der sozialen Schrift „Hand in Hand" gibt er darüber eingehendere

[1]) Vgl. I, 13.

[2]) Vgl. II, 286; IX, 6; XI, 199; M. C. 7.

beachtenswerte Auskunft. In der vierten Geschichte der Erzählungen „Hand in Hand“ gedenkt Horn seiner Jugendzeit, als er ein Knabe war, „der aber die besondere Neigung hatte, mit alten Leuten am liebsten umzugehen“, eine Neigung, der Horn „sehr viel zu verdanken“ hat (H. i. H. 110). Drei „Hauptspeziale“ hatte der Erzähler bereits in seiner Jugendzeit. „Der eine war ein alter, in Ruhe versetzter Lehrer“ (H. i. H. 110)[1]). Der zweite war ein alter Schneider[2]). „Was mich zu ihm hinzog, war die prächtige Art, wie er in Scherz und Ernst die Erlebnisse seiner vielfachen Reisen als Handwerksbursche zu erzählen verstand“. . . „Es war“, meint Horn, „ein Zeichen seiner Wahrhaftigkeit, daß er sie allemal ganz mit denselben Worten wieder erzählte. Außerdem wußte er aber auch Mährlein, Gespenstergeschichten, Sagen von Kobolden und Nixen, von schwarzen Höllenhunden, deren Atem feurig glühte, und die verborgene Schätze bewachten“ (H. i. H. 111). Wie dieser die Friedensgeschichten auftischte, so hatte Horn aber auch einen Spezial, „der die grausenhaftesten Kriegsgeschichten mit nicht geringerer Meisterschaft zu erzählen verstand . . .“ (H. i. H. 112). Einfache Leute aus dem Volke sind es, die Horn die Stoffe zu den Erzählungen oder die Erzählungen selbst liefern[3]).

Horn weiß, daß er bei seinen Lesern — und dazu rechnet er in erster Linie Bauern und einfache

[1]) Vgl. VI, 223.

[2]) Viele freie Stunden hat Horn „bei einem alten ledigen Schneider zugebracht, der für sich alleine hauste“ . . . Er war „auch unendlich reich an Historien aller Art und liebte nichts mehr, als wenn er über seiner Arbeit einen aufmerksamen Zuhörer hatte“ . . . (H. F. 31).

[3]) Vgl. I, 13; III, 19; VI, 66; VI, 228; IX, 9; IX, 245; XI. 199; XIII, 232.

Leute[1]) — am ersten Anklang findet, wenn er immer wieder versichert, daß seinen Erzählungen wahre Begebenheiten zu Grunde liegen, wenn er stets von neuem in der Lage ist, die Quellen seiner Erzählungen mitzuteilen. Am meisten liebt der Bauer, selbst arm an Phantasie, „ernsthafte Wirklichkeit in der Lektüre“[2]). Das berücksichtigt Horn auch bei der Quellenangabe zu seinen historischen Schilderungen. In keinen Erzählungen glaubte Horn die Tatsächlichkeit der Geschehnisse mehr hervorheben zu müssen, als gerade in den historischen. Deshalb gibt er wiederholt an (I, 73; III, 200; XIII, 303), daß die Ereignisse, die er in seinen geschichtlichen Erzählungen schildert, historisch seien und daß er sie aus einer Chronik geschöpft habe. Diese Chronik, die die Grundlage der gleichnamigen Erzählungen bilden soll, will Horn von einem alten Schneider, den er auch in anderen Erzählungen (H. i. H. 111 und H. F. 31) als Gewährsmann angibt, erhalten haben. Sie soll von dem Bacharacher Bürger Fabian Sebastian verfaßt sein. Mit Fleiß macht Horn über diese Chronik nähere Angaben. Fabian Sebastian hat — nach Horns Darstellung — „die früheren Geschicke dieses merkwürdigen Gebäudes (gemeint ist der Apostelhof in Bacharach, von dem Horn erzählt) zwar kurz“, ausgerechnet „die der Jahre 1700—1712 aber mit seltener Ausführlichkeit beschrieben“ (III, 200). Nicht allein für die „Chronik“-Erzählung „Der Apostelhof“ (III, 197) soll die Chronik Fabian Sebastians die geschichtlichen Unterlagen geliefert haben. Außer den Erzählungen „Der Apostelhof“ und „Die Gotteshäuschen und seine Bewohner“ kann sich Horn „nicht enthalten“, aus der angegebe-

[1]) Vgl. Sp. 1846, 2 ff.

[2]) Vgl. Z. f. k. Pr. V, 537.

nen Chronik noch eine dritte Geschichte „Das Bacharacher Meßschiff von anno 1720“ mitzuteilen (XII, 303). Bei den ortsgeschichtlichen Forschungen, zu denen Horn bei der Durchforschung seines Pfarrarchivs „behufs einer Geschichte des Dorfes Manubach“ (seines Wirkungskreises) angeregt wurde[1]) und die sich dann der Vorzeit der benachbarten Stadt Bacharach zuwandten, hat Horn alte Chroniken benutzt; er selbst führt, wo er von der Geschichte Bacharachs spricht, Merian und Reichard (Europäische Chronik) an[2]). Horn berichtet nun, daß gerade die Chronik, die den Stoff zu den angeführten geschichtlichen Erzählungen geliefert haben soll, „gewiß nicht dazu“ verfaßt wurde, „daß sie der Welt vorgelegt werde“ (XII, 303), und eifrig betont er, daß er es sich „als einen besonderen Verdienst“ anrechnet, die Chronik Fabian Sebastians abgeschrieben zu haben, weil das Original „untergegangen ist“ (III, 200). Das 63. Kapitel der vielgenannten Chronik enthält die „interessanteste Episode“ des ganzen Buches, und gerade dieses Kapitel legt Horn seiner Erzählung „Das Bacharacher Meßschiff von anno 1720“ zu Grunde. Alle diese Angaben, die Horn macht, um recht eindringlich darzulegen, wie streng er sich an die geschichtlichen Unterlagen seiner „Chronik“-Erzählungen hält, sind lediglich Erfindungen des Dichters. Die Chronik „der alten berühmten Stadt Bacharach“ von Fabian Sebastian ist eine Fiktion. „Die Chronik des Fabian Sebastian ist fingiert von meinem Vater. Auf eine diesbezügliche Frage meinte mein Vater „hier sitzt er“, der Fabian Sebastian, und lachte so herzlich wie er es

[1]) Vgl. H. F. 74.

[2]) Vgl. IV, 228 Anmkg. und XI, 15.

konnte“ [1]). Wie geflissentlich Horn die Quelle der angeführten historischen Erzählungen angibt, ist schon erwähnt. Er betont aber auch, daß er es sich „in Dankbarkeit und Pietät“ wird „nicht versagen können“, öfter „seinen biederen Gewährsmann“ redend anzuführen, wo gerade sein Wort besondere Bedeutung hat. In der Erzählung „Der Apostelhof“ [2]), die in den gesammelten Erzählungen nicht weniger als 145 Seiten füllt, wird Fabian Sebastian aber im ganzen nur sieben mal wörtlich angeführt und meist nur kurz, in der Erzählung „Das Bacharacher Meßschiff von anno 1720“ (XII, 303) auf 78 Seiten nur ein einziges Mal und in der Erzählung „Die Eroberung Bacharachs“ (IV, 217) überhaupt nicht.

Wirft man auf die äußere Form der Hornschen Erzählungen einen Blick, so treten auch hier Eigenheiten ihrer Technik bald zu Tage. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Verbreitung der Volkserzählung, die für die Menge geschrieben ist, durch werbende Elemente, durch „Anlockungsmittel“ für den Leser, erhöht werden kann. Solch ein Lockmittel ist, wenn nicht ein Bild, eine Zeichnung die Funktion eines solchen ausübt, an erster Stelle der Titel der Erzählung. Ein einfacher Titel, ein Name ist für Horn nicht ausreichend. Deshalb gibt er den meisten Erzählungen zur Ergänzung der Ueberschrift einen Untertitel, der den Inhalt der Erzählungen treffender bezeichnen soll. Die Erzählung „Das Mailehen“ ist „eine Volksgeschichte aus dem Ahrtale“ (I, 5), die Erzählung „Die Deserteure“ ist „eine Hunsrücker Dorfgeschichte“ (I, 191), während die Erzählung „Aus der Schmiede“ die nähere

[1]) Mitteilung der Tochter Horns, Frau A. Doinet, geb. Oertel, an den Verfasser (23. 5. 1914).

[2]) Vgl. III, 197.

Bezeichnung „eine rheinische Dorfgeschichte“ hat (I, 317). Den Untertitel „Hunsrücker Dorfgeschichte“ haben die Erzählungen „Der gespenstische Stollen“ (II, 283) und „Der Freiersmann“ (IV, 19). Die Erzählung „Ammi“ ist „eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochland“ (IX, 273). „Eine rheinische Schmugglergeschichte“ heißt der Untertitel der Erzählung „Des Douanen Kind“ (XII, 117), die Erzählung „Beim Nußkernen“ hat die nähere Bezeichnung „Eine Geschichte aus dem rheinischen Volksleben“ (XII, 257). Bei den historischen Erzählungen fehlt niemals eine nähere Zeit- oder Ortsangabe. Die Erzählung „Das Gotteshäuschen und seine Bewohner“ ist „eine Volksgeschichte aus dem Jahre 1689“ (I, 69), die Erzählung „Das Mühlchen in der Morgenbach“ ist „eine Begebenheit aus dem Jahre 1716“ (III, 169)[1]).

Zur weiteren Bestimmung wird bei einer Reihe von Erzählungen als Untertitel eine nähere Bezeichnung der Art der Erzählung gegeben. Die Erzählung „Die Nacht von Bingen“ ist „eine Novelle“ (II, 1), die Erzählung „Die Zweite“ „eine Historie“ (II, 319). „Ein Stücklein“ ist der Untertitel der Erzählung „Das Original“ (III, 155), „eine Novelette“ der der Erzählung „Die Eiche von Vinzinnes“ (VIII, 247). Untertitel verschiedener Art finden sich als nähere Bestimmung der Titel der Erzählungen IV, 1; VI, 245; VIII, 185, 339; IX, 99; XI, 197; XII, 83; X, 273; XI, 1; XIII, 223, 275. „Eine Geschichte“ ist die nähere Bestimmung des Titels der Erzählungen XII, 301; XIII, 115 und 303.

Als eine Art Untertitel, die den Inhalt im Voraus mitteilen, sind die Ueberschriften der einzel-

[1]) Vgl. II, 211; III, 45; III, 169; III, 199; IV, 51; V, 57 und VI, 1; VII, 1, 221; VIII, 1; IX, 145; XI, 367 und XIII, 167.

nen Kapitel vieler Hornschen Erzählungen zu betrachten. Zweierlei Arten sind zu unterscheiden: Ueberschriften der Kapitel in Form eines Satzes oder Stichwortes und Ueberschriften in Form eines Verses, Spruches oder eines geflügelten Wortes. Untertitel der ersten Art haben die Kapitel der Novelle „Die Meergeusen“ (II, 107) und die der Erzählung „Der Apostelhof“ (III, 199), häufiger ist die zweite Art des Untertitels. Meist sind es Strophen alter Volkslieder und bekannte Sprichwörter, die Horn als Motto der einzelnen Kapitel vieler Erzählungen vorausgehen läßt. Dem ersten Kapitel der Erzählung „Das Mailehen“ (I, 1) hat der Erzähler die Worte Claudius' als Motto vorgesetzt: „Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen“, um damit den Inhalt des folgenden Kapitels anzugeben. Die Strophen eines Volksliedes gehen den übrigen drei Kapiteln voraus. Auch jedem Kapitel der Volksgeschichte „Das Gotteshäuschen und seine Bewohner“ (I, 69) geht ein Motto voraus. Eins von den dreizehn Kapiteln (I, 84) hat ein Sprichwort, zwei ein „rheinisches Sprichwort“ (I, 69, 142), eins „ein rheinisches Volkslied“ (I, 119), zwei ein „altes Volkslied“ (I, 147, 161), eins ein „altes Landsknechtsprüchlein“ (I, 128), eins ein „spanisches Kriegslied“ (I, 135), zwei ein „Volkslied“ (I, 94, 110), drei haben einen Vers als Geleitwort (I, 167, 176, 182). — Die drei Kapitel der Erzählung „Das Mühlchen in der Morgenbach“ (III, 169) haben als Geleitwort eine Volksliedstrophe, die Strophe eines Liedes und eine „namenlose“ Strophe (III, 171, 179, 186). — Drei Kapiteln der Dorfgeschichte „Der Freiersmann“ (IV, 19) ist die Strophe eines Volksliedes vorgesetzt (IV, 21, 37, 47), das vierte Kapitel hat die Worte aus Webers Freischütz: „Wie lang bleibt doch der Freiersmann, ich

kann es kaum erwarten“ als Motto (IV, 31). Sie geben den Inhalt des Kapitels an[1]).

Die Gliederung der Erzählungen Horns ist nicht immer klar und folgerichtig; öfter finden sich Unterbrechungen der Handlung durch Einschiebsel, die nur wenig oder nichts mit ihr zu tun haben[2]). Im zweiten Kapitel der Erzählung „Das Pfeiferhänslein“ (IV, 51) stellt der Erzähler plötzlich die Frage: „Aber was ist denn ein Laborant?“ Der Laborant ist eine vom Erzähler in die Handlung eingeführte Person (IV, 79), und mitten in der Erzählung hält es der Verfasser für notwendig, daß er dem Leser über die Person und den Beruf des Laboranten Aufklärung gibt. Ein Erzähler, der für Gebildete schreibt, würde dies kaum für nötig halten; der Schriftsteller, der für das ungelehrte Volk schreibt, fühlt sich dazu eher veranlaßt.

Wie der Gang der Handlung einer Erzählung unterbrochen wird, weil Horn sich veranlaßt fühlt, Erklärungen einzuflechten, damit die Handlung verständlicher wird, so finden sich selbst innerhalb eines einzelnen Satzes Erläuterungen, meist belehrender Art, zerstreut. „Am Montag Morgen lag ein Zettel da . . ., den jemand durch die gebrochene Tür (wie man die landesüblichen Türen nennt, die in zwei Hälften quer aufgehen) geschoben hatte“ (XII, 147). — „In solchen Herbsten sollten sie die Gesichter der Weinbauern (die Herrenleute sagen: Winzer, wir aber nicht, denn es ist nicht landesüblich) sehen“ (IX, 69)[3]). Der Herr Rat und Amtskeller (wie die Verwalter der Gefälle irgend einer öffentlichen Anstalt damals hießen) saß in

[1]) Vgl. IV, 51; XI, 237.
[2]) Vgl. VII, 77.
[3]) Vgl. IX, 71; XII, 315.

seinem damastenen Schlafrock . . . die weiße Zipfelmütze über den kahlen Schädel gezogen (da die Perücke mit den mächtigen Rollen erst mittags aufgesetzt wurde) in seinem grün gepolsterten Lehnstuhl . . .“ (III, 228). — Beim „Mailehen“ gibt es manchmal Prügel mit dem „Schnutholz“, dem Stocke nämlich, denn „zum Mädchen gehen“ heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen“ (I, 12)[1].

Oefter folgt eine Erklärung in einem besonderen Satze. „Ich will jetzt die Liese füttern . . . . Die Liese ist die Kuh; denn der Hunsrücker gibt jeder Kuh einen Namen, den sie auch zu Hause behält (I, 200). Ueber den Namen „Engel“ schreibt Horn: „Die eine war die schöne Tochter des Hauses. Sie hieß Angelika. Da aber der Hunsrücker selten einen Namen läßt, wie er im Kalender steht, so macht er aus Angelika Aengel, das wiederum nicht anders klingt als Engel . . .“ (I, 200).

Schließlich fügt der Erzähler auch Bemerkungen persönlicher Art in einen Satz ein. Solche Bemerkungen und Erläuterungen finden sich vor allem dort, wo Horn sich unmittelbar an den Leser wendet. In dem Kalender „Die Spinnstube“ (1863, 7) ruft Horn den Lesern zu: „Stellet ihm (dem Säufer) vor, was ich hier aus treuem Herzen und mit vollster Wahrheit gesagt, daß er mit Gottes Gnadenhilfe (flehet alle Tage darum) gerettet werde aus den umstrickenden Banden des Verderbens! Und — solltet Ihr selbst — (Gott wolle es in Gnaden verhüten) Neigung zu dem teuflischen Getränk haben, ich flehe Euch an, entsagt ihm . . .“[2].

Charakteristisch für Horns Technik ist die

[1]) Vgl. II, 286; III, 230; Sp. 1846, 1; und M. C. 7.

[2]) Vgl. I, 1, 322; VI, 66; Sp. 1862, 2 ff.; IX, 72; M. C. 8, 13, 19.

häufige Anwendung des Gleichnisses und des Sprichwortes. Durch das Gleichnis wird eine Sache oft am leichtesten dem allgemeinen Verständnis näher gebracht. Das Nächstliegende ist Horn bei seinen Gleichnissen das willkommenste. Gretchens Haar „war an Farbe und Zartheit wie der schönste Laubacher Flachs[1]). Einen Mund hatte sie und Zähne drin — nein, die Kirschen von Salzig (am Rhein) sind nicht frischer und der Schnee nicht weißer“ (I, 80). — Dem Vater ist von dem Blick so wirbelich geworden, wie von dem Bier im Rössel zu Mainz“ (XI, 33)[2]). — Weit häufiger als das Gleichnis wendet Horn das Sprichwort an. Es dient Horn nicht allein dazu, etwas zu erklären, es dient als Mittel der Begründung, als Entschuldigungsmittel, es ist ferner Mittel zur Beschönigung. Als Victorin dem Wirt, wegen dessen Sorge um ihn, Vorwürfe macht, begründet dieser sein Verhalten mit den Worten: „ein Freund in der Not ist besser als eine Feder auf dem Hut“ (VIII, 11)[3]). — Der Wirt in der Erzählung „Victorins Schicksale“ entschuldigt Victorins Treiben, denn „Jugend hat nicht Tugend“ sagt das Sprichwort, und ich will eigentlich damit nicht nur auf Euern letzten Haustreit und das abgehauene Ohr sowohl, als auch ebenmäßig darauf hindeuten, das das Alter oft mehr Ueberlegung als die Jugend hat“ (VIII, 11). — Als Balthes Frau ihm vorwirft, er vergesse die Freierei, antwortet dieser: „Gut Ding will Weile haben“ (IV, 3). — Der Elsässer Dollart dient den Franzosen und ist ein eifriger Anhänger Napoleons: „Deß Brot ich esse, deß Lied ich singe!“ (XII, 141). Als Dollart

[1]) Laubach — Dorf auf dem Hunsrück.

[2]) Vgl. IX, 9, 25; XI, 339; IV, 23.

[3]) Vgl. XII, 143; XIII, 258.

hört, daß Napoleon geschlagen ist, ruft er aus: „Zu viele Hunde sind des Hasen Tod. . .“ (XII, 169). — Die Witwe in der Erzählung „Das Mühlchen in der Morgenbach“ entschuldigt ihre Unschlüssigkeit, ihre Tochter dem Müllerburschen Jakob zur Frau zu geben, mit den Worten: „Vorgetan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht“ (III, 187).

Es kann auch der Fall eintreten, daß ein Sprichwort dazu dienen muß, ein anderes zu widerlegen. In der „Geschichte von den zwei Müllerskindern“ wird das Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern!“ angewandt. Darauf entgegnet Paul: „das Sprichwort ist nicht ganz: Es gehören die Worte hinzu: so sagte der Teufel zum Kohlenbrenner, weil sie alle Beide schwarz waren“. Da weiß der alte Velten einen Ausweg. „Ich glaub, der Streit läßt sich am Ende durch ein Sprichwort schlichten: wies in den Wald schallt, so schallt's hinaus“ (XII,283)[1]. — In der kurzen Erzählung „Der Freiersmann“ (IV, 19) finden sich dreizehn Sprichwörter zerstreut[2], in der Erzählung „Hand in Hand“ vierzehn[3], in der Erzählung „Franz Kerndörfer“ nicht weniger als vierundzwanzig[4].

Als Mittel, die Natürlichkeit der Darstellung zu erhöhen, benutzt Horn die Kleinmalerei. Jakobchen soll seinem Meister als Geschenk „das gelbe Hähnchen“ mitnehmen, das einzige, das „Wiesel von der weißen Klucke übrig ließ“ (VI, 71). — Der Alte in der Erzählung „Das Mailehen“ holt den

---

[1]) Vgl. VIII, 11.

[2]) Vgl. IV, 25, 26, 28, 29, 31, 32, 33, 35, 36, 37 (3), 48.

[3]) Vgl. H. i. H. 15, 32, 34, 36, 38, 46 (2), 105, 153, 161, 168, 169, 191, 193.

[4]) Vgl. K. 1, 2 (2), 26, 28, 39, 45 (2), 46 (2), 48, 66, 67, 68 (2), 69, 78, 95, 101, 119, 121, 136, 164, 178.

Tabak „aus einem Lederbeutel, der, wie er mir sagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte“ (I, 40)[1]).

Zur Kleinmalerei tritt zuweilen Geschwätzigkeit. Die arme Müllerswitwe in der Erzählung „Das Mühlchen in der Morgenbach“ kann ihren Gästen keinen Kaffee vorsetzen; aber sie will „doch einen Apfelkuchen backen, der auch nicht zu verachten sei, denn sie habe noch Grünäpfel vom vorigen Jahre, die so frisch seien, als kämen sie eben von dem Apfelbaume hinter der Mühle. Das komme daher, versetzte sie, weil sie so etwas zu Rate zu halten wisse, und ihr Keller sei ganz vortrefflich, weil er ganz im Felsen liege; auch könne sie ein Glas Apfelwein vorsetzen, der freilich kein Rießling sei, aber sich doch trinken lasse“ (III, 185). — Frau Förster Tanneberg geht es bei ihren sehr ausführlichen Erzählungen und Gesprächen mit „rapider Flut über die Lippen“ (VII, 145)[2]).

Dreierlei Gestalten treten in Horns Erzählungen immer wieder auf: alte Männer, junge Mädchen und Burschen; die Männer sind Bauern und Handwerker, meist aus Horns Heimat. Sieht man sich diese in Horns Erzählungen immer wieder auftretenden Gestalten an, so erkennt man bald, wie ärmlich Horn in der Erfindung ist. Der Mangel tiefergehender Charakteristik zeigt sich in jeder Erzählung von neuem. Fiel dies schon bei der Charakterisierung der Greise auf, so macht sich die Aermlichkeit der Erfindung noch eindringlicher bemerkbar, wenn man die einzelnen Mädchengestalten betrachtet, die Horn in seinen Erzählungen zeichnet. „Evemichels hatten nur zwei Kinder, einen Sohn ... und eine

[1]) Vgl. IV, 49; IX, 27, 28, 82; XI, 297.

[2]) Vgl. III, 183; VI, 165, 167 ff.; VII, 159; IX, 18, 35.

Tochter, Margreth, die unstreitig das schönste Mädchen auf zwanzig Stunden war. Sie konnte sich in der Ernte den ganzen Tag der Sonne aussetzen und blieb weiß wie Schnee. Man meinte, die braunende Sonnenglut habe ordentlich Scheu, solche Haut zu bescheinen. Ihre großen Augen, so mild in ihrem Ausdruck, waren blau wie der Himmel. Ein Borsdorfer Apfel hat so rote Bäckchen nicht wie Margreth, und der schöne Flachs, den ihr Vater zog, konnte sich mit der reichen Fülle ihrer blonden Haare nicht vergleichen lassen; denn sie hingen wie ein glänzender Mantel um sie und reichten bis zur Hüfte. Dabei war sie gewachsen wie eine Tanne... Ueber Margreths Schönheit ging ihr Ruf. Fleißig wie ihre Mutter, sittig und sittsam wie diese gewesen, sanft und stille und gegen die Armen so gibbelgäbig wie nur jemand im Dorfe — so war sie von Allen anerkannt" (IV, 23). — Vergleicht man mit dieser Charakteristik die Schilderungen der Mädchengestalten in anderen Erzählungen Horns, so ergeben sich allenthalben Uebereinstimmungen der Darstellungsart. Fast immer sind die Mädchen in Horns Erzählungen „engelschön", die schönsten in der ganzen Umgebung (V, 28, 33, 181; II, 296; VI, 231; IX, 276; X, 246, 250; XI, 240, 291, K. 58), meist kaum zwanzig Jahre alt (XI, 240; XIII, 11, 233; IX, 276; I, 80), ihre Haare sind blond (IX, 73; XII, 310), die Augen blau (I, 15; II, 295; V, 183; IX, 277; XI, 348). Sind die Mädchen in Horns Erzählungen zu Idealgestalten erhoben, so sind die Burschen oft alles andere als dies. So oft die Mädchen schön sind, haben die Burschen unter ihrer Häßlichkeit zu leiden. „Der Schöffe hatte einen Sohn, einen einzigen, der ein ganz braver Bursche war — aber seine Haare waren so brennrot, daß sie nachts hätten leuchten können;

sein Gesicht war getigert mit Sommerflecken oder Leberflecken, wie ein Vogelei. Dabei sahen seine Augen in die Gerstenflur, das heißt: eins sah rechts über die Nase weg, das andere links und wen er ansah, wußte es nicht“ (I, 223). — Der scheele Jörg war für weiter nichts als für „eine Spatzenscheuche in einem Erbsenlande geeignet“; der kleine Hannes reichte Bärbelchen nur bis an die Ellenbogen (III, 23). Neben dem Backhaus wohnte der rote Balthes. „Das Bonmot „Roth“ kam von den Haaren, die jene Farbe trugen, welche man flammend nennen konnte, und die gekräuselt waren, wie die eines Negers“ (IV, 25)[1]. Aus der Art und Weise wie Horn die am häufigsten in seinen Erzählungen auftretenden Personen charakterisiert, ergibt sich schon, wie der Autor die Personen in die Handlung einführt. Wo der Darsteller Künstler sein soll, versagt er, er verfügt über keine reiche Phantasie: Horn führt eine Person in die Handlung ein, indem er ihre „Merkmale“ und Eigenschaften aufzählt. Margreth ist fleißig „wie ihre Mutter, sittig und sittsam ... sanft und stille“ (IV, 23). — Irmgard war „so demütig, so zurückhaltend, so bescheiden“ wie kein anderes Mädchen. — Peter Merk ist „unfreundlich, herrschsüchtig und mürrisch in seinem Wesen und Gehaben“, er ist „der Geizigste und Habgierigste“ im ganzen Dorfe (XIII, 11)[2].

Besonders in den Dorfgeschichten Horns fällt es auf, daß die Bauern, vor allem im Dialog, häufig ein nur im Dialekt[3] gebräuchliches Wort anwenden.

[1]) Vgl. I, 223, 329; II, 296; III, 225; V, 160, 200; IX, 32, 44; XI, 293; XII, 279.

[2]) Vgl. XII, 126; XII, 127; XIII, 11.

[3]) Vgl. IV 23, 27, 28, 30, 35, 41, 43, 44, 49; V, 159, 180, 182, IX, 13, 23, 24, 30, 33, 35, 43, 45; XI, 291, 300; XII, 264; XIII, 180, 259.

Das soll darauf hinweisen, aus welcher Umgebung die auftretenden Personen stammen. Auch hierbei läßt Horn die Gelegenheit nicht vorübergehen, den Leser zu belehren. „Ich habe meinen Konrad einen „Schummerer“ genannt; das erfordert eine Erläuterung“ (I, 290). Diese Erläuterung wird zuweilen so ausführlich, daß sie als selbständige Erzählung angesehen werden kann[1]).

Unnatürlich und übertrieben wirkt die Rührseligkeit der Personen in Horns Erzählungen. Männer, die sonst ein Herz von Stein haben, sind beim allergeringsten Anlaß „zu Tränen gerührt“. Auf Horn selbst „haben Tränen immer einen tiefen Eindruck gemacht“ (I, 324)[2]). In der Erzählung „Des Douanen Kind“ sieht der Müller die Tochter des Grenzwächters so lange an, „bis zwei dicke Tränen ihm aus den Augen quollen“ (XII, 164). In dieser Erzählung feiert überhaupt die Rührseligkeit Triumphe. Schon nachdem Fehringer zu dem Müller nur einige Worte gesprochen hat, unterdrückt dieser „mühsam eine Rührung, die ihn überwältigen wollte“ (XII, 164). In der Erzählung „Hand in Hand“, die sich schon durch die Häufigkeit der in ihr vorkommenden Sprichwörter auszeichnet, ist nicht weniger als fünfzehn Mal Gelegenheit und Anlaß, Tränen zu vergießen[3]).

Immer wieder benutzt Horn die Gelegenheit, in Beziehung zum Leser seiner Erzählungen zu treten.

[1]) Vgl. III, 228; XII, 120.

[2]) Vgl. I, 350; VI, 236; IX, 85; K. 4.

[3]) Vgl. H. i. H. 15, 17 (2), 20, 51, 56 (2), 57, 77, 170 (2), 180, 183, 203, 216; K. 79, 80 (2), 83, 94, 115, 142, 144, 160, 168; I, 43, 52; II, 315, 318, 302, 303; I, 324, 340, 341, 342, 345, 347 (3), 350; VI, 228, 231, 236; IX, 22, 27, 28, 30, 37, 66, 73, 74, 87, 90, 93, 94, 95, 278, 293, 308, 320, 321, 327; VII, 88, 89; XII, 267, 268, 275 (2), 276, 279; XIII, 11.

Sehr häufig tut er dies, wie schon gezeigt, wenn er berichtet, wie er seinen Stoff gefunden hat und wenn er betont, daß Tatsachen ihm die Arbeit erleichtert haben (s. o.); er wendet sich an den „Leser“ selbst („Wenn du irgendje, freundlicher Leser . . .“ IV, 219; vgl. IX, 102; „in den gebirgigen, waldreichen Teil Oberschlesiens müssen mir diesmal meine lieben Leser folgen . . .“ VIII, 141; vgl. IX, 5) oder an die „Leserin“ („Woher solcher Name? fragen vielleicht manche Leserinnen . . .“ III, 228; „meine freundlichen Leserinnen“ konnten leicht veranlaßt sein . . . IV, 3; vgl. XII, 120), er erscheint in der Erzählung in eigener Person (III, 4; V, 27, 156; VI, 65, 223, 247; VIII, 187; X, 3, 259; XI, 1, 199, 339; XII, 1; XIII, 118, 225, 277, 305).

VII. Einflüsse.

Will man nachprüfen, ob sich irgendwelcher Einfluß anderer Erzähler — sei es der Form, sei es dem Inhalt nach — aus den Erzählungen Horns ergibt, so muß man zum Vergleich die Schriften anderer Volksschriftsteller heranziehen. Wenn J. P. Hebel an erster Stelle genannt wird, geschieht dies, weil Horn selbst an zwei Stellen in seinen Schriften auf ihn aufmerksam macht. In der Erzählung „Friedel“ [1]), mit der der Erzähler seine schriftstellerische Laufbahn unter dem Pseudonym W. O. von Horn begann, wird auch des Kalenders „Rheinischer Hausfreund“, den Hebel herausgab, Erwähnung getan (S. 19). Ergibt sich schon daraus, daß Horn den „Hausfreund“ gekannt hat, so wird dies durch Horns „Spinnstube“ von 1846 noch erhärtet. In diesem Jahrgang veröffentlicht Horn „Zwei Stücklein von dem Zundelfrieder, dem Heiner und dem roten Dieter“, jenen Gestalten, die in Hebels Kalender immer wiederkehren [2]). Ehe Horn die „zwei Stücklein“ erzählt, gedenkt er „eines Kollegen, wie's wenige gibt . . . Der wohnte droben in Karlsruhe und schrieb den „Rheinischen Hausfreund“ und das „Schatzkästlein“, und alle Welt hatte ihn lieb“ (Sp. 1846, 103)[3]). Hebels bedeutendste Schöpfungen sind seine

[1]) Wiesbadener Volksbücher No. 28.

[2]) Vgl. Sp. 1846, 103.

[3]) Vgl. Sp. 1849, 183; Sp. 1852, 191.

mundartlichen Gedichte, Horn schrieb lediglich Erzählungen. Hebels Kalender enthält nur kurze Betrachtungen und Anekdoten. In Horns „Spinnstube“ treten schon in den ersten Jahrgängen an Stelle der wenigen Anekdoten größere Erzählungen, die Erzählungen des alten Schmiedjakob. Eine ausgesprochene moralische Betrachtung, die Horn am Anfang jedes Jahrganges der „Spinnstube“ gibt, findet sich nirgends in Hebels Kalender. Sittliche und moralische Unterweisungen treten im „Hausfreund“ nur versteckt hervor. Hebels Kalender enthält, wie die „Spinnstube“, „manch gutes Wort“, aber er will sich „nicht recht dazu schicken, ein Führer und Wegweiser auf der offenen Heerstraße zu sein . . .“ [1]), was die „Spinnstube“ absichtlich sein will[2]). Beiden Kalendern gemein ist der volkstümliche Ton der Sprache. Dieser Ton, den Hebel in seinem Kalender anschlägt, mag auf Horn bei der Abfassung der „Spinnstube“ anregend gewirkt haben, dieses anregende Moment läßt sich indessen mehr fühlen als beweisen[3]).

Die moralische Tendenz, die gerade in Horns „Spinnstube“ und seinen sozialen Schriften hervortritt, erinnert lebhaft an die Schriften des schweizerischen Amtsgenossen Horns, des Volksschriftstellers Jeremias Gotthelf. Wer die Schriften Horns und Gotthelfs vergleicht, wird zunächst rein äußerlich wenig Aehnlichkeiten zwischen ihnen erkennen, denn Gotthelf ist, so wenig problematisch seine Stoffe an sich sind, viel philosophischer, viel tiefgehender in

---

[1]) Vgl. Auerbach, Schrift und Volk S. 366.

[2]) Vgl. Sp. 1846, 2.

[3]) „Ich darf sagen, daß ich viel von ihm (Hebel) gelernt, und daß ich mich allemal innerlich erfreue, wenn ich eins seiner Bücher in die Hand nehme . . . (Sp. 1861, 7).

der Behandlung dieser Stoffe als Horn. Beiden gemein ist die patriarchalische Lebensauffassung und das Lob des Christentums, sowie die Erkenntnis seiner Bedeutung für das Leben. In allen Fällen, wo gleiche Dinge behandelt werden, kann man, wenn nicht ähnlichen wörtlichen Einklang der Ausführungen Horns mit denen Gotthelfs, so doch wenigstens eine Uebereinstimmung beider dem Sinne nach erkennen. Man vergleiche einzelne Stellen in Gotthelfs „Uli der Knecht, eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute“ und die Regeln für „Herren und Dienstboten“ in den Jahrgängen 1866 und 1867 der „Spinnstube“.

Uli S. 33: Jeder, der in Dienst trete, solle „den Dienst nicht betrachten als eine Sklavenzeit, den Meister als den Feind, sondern als eine Lehrzeit und den Meister als eine Wohltat Gottes“.

Sp. 1867, 7: „Und wenn ihr nur dies Joch nicht als Menschenjoch ansehen lernen wolltet, nicht blos als eines ehrenvollen, sondern als eines heilsamen Standes, als einer guten Schule für Euer ganzes späteres Leben“.

Gotthelf und Horn sind darin einig, das ein guter Name dem Dienstboten immer ein gutes Empfehlungsmittel ist:

Uli S. 34: Der gute Knecht „möchte vornehmen was er wollte, so fände er gute Leute, die ihm hülfen, weil sein guter Name der beste Bürge für ihn sei“.

Sp. 1867, 13: Schlechte Dienstboten müssen sich „mit den schlechtesten und verrufensten Plätzen begnügen, weil ihnen der gute Name verloren gegangen ist, der allein zu einem guten Dienste hilft“.

Von beiden getadelt wird der schlechte Lebenswandel der Dienstboten, vor allem der häufige Wirtshausbesuch.

Uli S. 47: „Wie sehen die Sonntagskleider aus, wenn man voll herum gehürehet ist, ein-

Sp. 1867, 19: Wie mögen die Kleider „nach der durchschwärmten Nacht aussehen,

ander herum gerissen hat, im Kot herum gedröhlt hat"?

zerrissen und befleckt (und ach, wer weiß, ob nur an den Kleidern)"!

Falsch ist es, wenn ein Dienstbote glaubt, er sei unentbehrlich.

Uli S. 54: „Es steigt immer mehr die Lust zu Kopfe, einmal seine Unentbehrlichkeit zu zeigen, zu erfahren ob man es denn könne ohne sie".

Sp. 1867, 26: „Ja, nicht wahr, das hättet Ihr nicht erwartet, weil Ihr in Eurem Hochmute dachtet, die Herrschaft könne Euch garnicht entbehren".

Gotthelf und Horn polemisieren gegen die „Lohnjägerei".

Uli S. 143: „Ich rede hier nicht von der Sucht der meisten Diensten, alle Jahre weiterzuziehen, um ein, zwei Kronen mehr, wobei sie garnichts in Anschlag bringen . . .".

Sp. 1867, 19: „Das Schlimmste aber ist, daß ihr, wenn ihr einmal so rechte Lohnjäger geworden seid, die um einen oder zwei Thaler mehr alle Jahre den Dienst wechseln . .".

Beide sind der Meinung, daß an einem schlechten Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten oft die Herrschaft selbst Schuld ist.

Uli S. 83: „An Sonntagnachmittagen sieht man sie aber an vielen Orten auch nicht ungern wandern und schon manche Bäuerin hat zu der Magd gesagt, ob sie denn nie von Hause weg wolle...".

Sp. 1866, 5: „Am Sonntagnachmittage, wo es der Hausfrau auch schon längst ein Dorn im Auge ist, daß sie den Knecht und die Magd in der Stube herumsitzen hat, da werden beide mit höchst wohlwollenden Worten ermuntert, doch ein wenig zu ihren Kameraden zu gehen und mit denen sich ihres Lebens zu freuen".

Niemand soll seine Dienstboten mißbrauchen zu unmöglichen Anstrengungen.

Uli S. 267: „Allerdings sind viele Meisterleute da daheim, daß sie mit wenig Diensten das unmögliche erschinden wollen . . .".

Sp. 1866, 10: „Ist das recht und billig, so an dem Gesinde den letzten Tropfen von Kraft und Arbeitsfähigkeit heraussaugen zu wollen und ihm

Arbeiten zuzumuten, welche über seine Kräfte gehen".

Jeder Dienstbote soll ein Zeugnis erhalten, wie er es wirklich verdient hat.

Uli der Pächter 146: „Die meisten Zeugnisse sind untreu, lügen an, wer sie liest. Vor allen Dingen wahrscheinlich aus einem gewissen Mitleiden, einer falschen Barmherzigkeit".

Sp. 1866, 23: „Ja, entgegnest du mir, es ist aber doch gar zu hart, einem Dienstboten vielleicht seine ganze Zukunft zu verderben dadurch, daß man ihm ein schlechtes Zeugnis in sein Dienstbuch schreibt."

Gotthelf und Horn, beide durchdrungen vom Geiste des Christentums, haben die gleiche Auffassung von der Ehe.

Uli S. 453: „Die Ehe ist auf Erden Gottes Heiligtum, in welchem die Menschen sich weihen und reinigen sollen für den Himmel".

Sp. 1868, 19 ff.: Nicht bloß Gedeihen oder Verderben im zeitlichen Leben hänge vom Freien und dem darauf folgenden Ehestande ab, sondern auch Verderben oder Gedeihen im ewigen Leben".

Zu diesen angeführten Parallelismen kommen solche der Gesinnung an den Stellen:

Uli S. 28 und Sp. 1867, 10;
Uli S. 31 und Sp. 1897, 7;
Uli S. 29 und Sp. 1867, 15;
Uli S. 82 und 85 und Sp. 1866, 21;
Uli S. 85 und Sp. 1866, 15 und 17;
Uli S. 84 und Sp. 1866, 16;
Uli d. P. S. 203 und Sp. 1866, 12.

Auch bei der Beurteilung und Verurteilung einzelner Auswüchse ihrer Zeit gehen Horn und Gotthelf Hand in Hand: der Kampf gegen den Branntwein wird von Horn (Sp. 1862, 1 ff.) ebenso scharf geführt wie von Gotthelf („Dursli, der Branntweinsäufer" und „Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen", vgl. Gotthelfs gesammelte

Werke, Springer, Berlin, Band 12); beide verwerfen die Gewerbefreiheit (Gotthelf XII, 39 und Horn, M. C. 129); beide sind skeptisch in ihrer Beurteilung der sozialen Umwälzungen: sie verurteilen die Lehren der französischen Revolution, schon aus dem Grunde, weil diese Lehren nicht mit der Auffassung des Christentums harmonieren (Gotthelf XVII, 8 und 37; Horn: s. o.). Dieser Geist des Christentums spricht gleich stark aus den Werken der beiden Dorfpfarrer. Bei solchem Einklang der Gesinnung ist es natürlich, wenn die Behandlung der sittlichen Probleme bei beiden dieselbe ist. Wie Gotthelf gibt auch Horn in vielen seiner Erzählungen ein Bild des Bauernlebens seiner Heimat. Er deckt seine sittlichen Schäden auf — wie Gotthelf — und gibt wie dieser das gleiche Mittel zur Besserung an: die Lehre des Christentums. Im Formalen lassen sich zwischen Gotthelf und Horn keine Berührungspunkte feststellen. Während sich in Horns Erzählungen wenig dialektische Eigenheiten nachweisen lassen, gibt Gotthelf dem Leser „eine Fülle mundartlicher Ausdrücke an die Hand“[1]). So großen Wert Horn auf die Schilderung des „Aeußeren an Personen und Dingen“ legt — wodurch er zum Schilderer seiner Heimat und ihrer Eigenart wird —, bei Gotthelf ist das ganz und gar Nebensache. Gotthelf schildert seine Bauern aus dem Emmental wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Schwächen, „alles von sicherster Anschauung“ durchsättigt, Horn zeichnet seine Landsleute vom Hunsrück nicht wie sie immer sind, sondern wie sie sein sollten, er idealisiert seine Gestalten. Das geschieht nicht ohne Absicht, denn gerade der Bauer, an den sich Horn hauptsächlich wendet, liest die

[1]) Vgl. Uli der Knecht, Ausgabe von Vetter S. XXVI.

Volksschriftsteller nicht gern, die ihm seine Fehler und Schwächen dauernd vor Augen halten[1]). Wo dies Horn tut, geschieht dies vorsichtig und „väterlich", deshalb liest der Bauer seine Schriften gern[2]).

Am Ende dieser Darstellung erkennt man, wie groß der Einfluß gewesen ist, den die heimatliche Kultur und das Hunsrücker Volkstum auf Horns Schriften ausgeübt haben und wie sehr diese Faktoren auf die Darstellung des Verfassers von Wirkung gewesen sind. Verdient es Horn deshalb, ein „Heimatschriftsteller" genannt zu werden, so steht ihm die Bezeichnung „Volksschriftsteller" schon darum zu, weil sein Schaffen ein Glied in der Entwicklungsgeschichte der volkstümlichen Erzählungskunst bildet, die mit dem Schundroman ihren Anfang nimmt, zur unterhaltenden Erzählung gemildert und in der Unterhaltungserzählung mit volkstümlichem und moralischem Einschlag weiter entwickelt wird.

---

[1]) Deshalb will der Hunsrücker Bauer auch von den Gedichten in Hunsrücker Mundart von P. J. Rottmann (Trier, Lintz 1896, 8. Auflage) nichts wissen, weil Rottmann in seinen Gedichten ein ungeschminktes Bild des Hunsrücker Bauernlebens gibt und zuweilen den Bauern karikiert.

[2]) Vgl. Z. f. k. Pr. V, 535.

Lebenslauf.

Am 27. Oktober 1891 wurde ich, Georg Walter Diener, in Gemünden (Hunsrück) als Sohn des Postsekretärs Adolf Diener und seiner Ehegattin Elise, geb. Walter, geboren. Vier Jahre besuchte ich die Volksschule in Gemünden und kam dann auf die Realschule in Sobernheim. Von Ostern 1907 ab besuchte ich die Oberrealschule in Wiesbaden, die ich 1910 verließ, um mich dem Studium der Germanistik zu widmen. Die ersten zwei Semester besuchte ich die Universität Heidelberg. Im Sommer 1911 ging ich nach München, wo ich zwei Semester außer philologischen auch staatswissenschaftliche und kunstwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Zu Studienzwecken verbrachte ich die Sommerferien des Jahres 1910 in Savoyen, die des Jahres 1912 in Oxford und London. Vom Sommersemester 1912 ab studierte ich in Straßburg, wo ich bis zum Sommer 1914 weilte.

Bei Ausbruch des Krieges meldete ich mich als Kriegsfreiwilliger beim 1. Rhein. Feld-Art.-Reg. Nr. 8 und machte 1915 die Stellungskämpfe und die Septemberschlacht in der Champagne mit. Die während dieser Schlacht erlittenen Verletzungen fesselten mich im ganzen sieben Monate ans Lazarett. Während dieser Zeit konnte ich meine vor Kriegsausbruch fast vollendete Arbeit fertigstellen.

Dankespflichten für bereitwillige Unterstützung bei der Abfassung meiner Arbeit habe ich gar manche

zu erfüllen. An erster Stelle danke ich meinen verehrten Straßburger Lehrern, Herrn Professor Dr. F. Schultz und Herrn Professor Dr. Henning für jegliche Förderung, die sie meiner Arbeit angedeihen ließen. Eine angenehme Pflicht erfülle ich, indem ich auch an dieser Stelle Herrn Pfarrer Oertel in Neuerkirch (Hunsrück) für den mir zur Verfügung gestellten handschriftlichen Nachlaß W. O. von Horns meinen Dank ausspreche. In gleichem Maße bin ich auch Frau A. Doinet, geb. Oertel in Kirchberg (Hunsrück) verbunden, die mir stets bereitwillig mancherlei Einzelheiten aus dem literarischen Schaffen ihres Vaters mitgeteilt hat und an dem Fortgang der Arbeit lebhaften Anteil nahm. Auch der Straßburger Universitätsbibliothek und der Nassauischen Landesbibliothek in Wiesbaden bin ich für die Ueberlassung der erforderlichen Literatur zu Dank verpflichtet.